

H.Ihmig

Anstöße zu einer Diakonischen Theologie, Fragen und Thesen

1986

Gibt es in der Diakonie etwas, was nach einer theologischen Sprache verlangt? Wie könnte sie aussehen, wie sich entwickeln?

Das diakonische Defizit der Universitätstheologie ist ein Standortproblem.

Diakonie wird ihre Theologie selbst hervorbringen müssen.

Diakonische Theologie meint nicht mehr Theologie-Import, sondern einen Ortswechsel der Theologie in die Diakonie.

Diakonie befolgt eine Ortsanweisung, die der Kirche im ganzen gilt: Beistand der Armen zu sein.

Diakonische Theologie geht mit ihr mit. Sie kann nicht abseits ersonnen werden, sie muss vor Ort erwachsen.

Diakonische Theologie ist nicht eine besser auf sie zugeschnittene Theologie *für* Diakoninnen, sondern eine Theologie *von* Diakoninnen.

Sie ist keine Binnen-Theologie unter Diakoninnen. In ihrer Sprache sollen die selbst zu Wort kommen, denen Diakonie dient, und das, was ihnen dient.

Im Umgang mit den Armen steht das Leben des Geistes auf dem Spiel.

Leben gegen den Tod ist das Thema des Geistes, der Diakonie und Diakonischer Theologie. Sie stellen sich dem "Schaden im Leben", um in Todeszonen unserer Zeit in Mitleidenschaft dem Leben zu dienen. Diakonische Theologie soll dazu dienen, in zerstörerischen menschlichen Verhältnissen, an Bruchstellen des Lebens feinfühlig und scharfsinnig den Geist aufzuspüren, der Leben schafft. "Wir müssen Forscher sein, eigentümliche Forscher. Wir forschen unter dem Leben der Menschen nach der Erscheinung des Segens" (Christoph Blumhardt).

"Beistand der Armen" meint mehr als Armenpflege: eine Option für die Armen, dh. mit den Armen leben, sie würdigen, mit ihren Augen sehen, Partei nehmen für sie, auch dies: dem Aufstand der Armen beistehen.

Der Geist verbündet sich mit dem Verlangen der Bedürftigen nach Leben. Nicht genug, wenn Diakonie Menschen, die um ihr Leben schreien, versorgt; genug erst, wenn sie selber Lärm schlägt fürs Leben. Kirche wird manches nicht mehr als störend empfinden, wenn sie selber stört.

Diakonie, die zu den Armen hält, hat eine spezifische Weltsicht: sie sieht die Welt von unten. Diakonische Theologie ist eine Theologie von unten. Es geht nicht nur darum, Menschen am Rande wieder ins Gefüge einzufügen, sondern das Gefüge von seinem Rande aus in Frage zu stellen. Das Naheliegende zu tun, aber darin das Gründliche zu wollen, diese Verbindung von Konkretheit und Radikalität ist Erbe Jesu. Diakonische Theologie von unten hat für die Diakonie in den misshandelten Lebewesen unsere geringsten Schwestern und Brüder zu entdecken.

Diakonische Theologie erwächst im Spüren - Ausdrücken - Durchdenken - Vorbringen - Gestalten. Sie ist eine dialogische Theologie. Es steht außer Frage, dass es eine Arbeitsteilung von Wort und Tat nicht geben kann. Die Frage ist, wie Diakoninnen sprechen lernen. Zu lernen sind eine leise, feinfühlig Sprache für das, was unsere Arbeit belebt; und eine laute, freche Rede, die Unrecht beim Namen nennt. Wir brauchen nicht nur eine Diakonie mit Liebe, sondern auch eine Diakonie mit Biß.

Sind unsere Kirchen, unsere Diakonenschaften, unsere Ausbildungsstätten, unsere Einrichtungen Sprachschulen, wo Gottes Kinder sprechen lernen können, auch von Gott und von Gottes Geist, in eigener Sprache, nicht der gestanzten der Theologen; wo sie auch ins Stottern geraten können, ohne dass ihnen ein Besserwisser ins Wort fällt?

Lernen sie hier sprechen in der Aufmerksamkeit auf die Gegenwart des Geistes oder unter dem Wiederholungszwang der Tradition?

Lernen sie in ihrer Arbeit eine eigene Sprache zu entwickeln in der Achtsamkeit auf Gottes Spur oder verfremden sie sie und sich im sozialwissenschaftlichen Kauderwelsch?

Wird dort konkrete, freche Sprache, die den Druck von unten bis in die Leitung bringt, geübt oder ausgetrieben?

Räumen wir einander Räume ein, in denen ein» stockende, tastende, leise Sprache gewagt und gehört wird?

Haben wir über der Geschäftigkeit unserer Verrichtungen überhaupt noch Zeit und Aufmerksamkeit für die 'Miniaturen des Geistes', dafür "das Leben herauszulesen aus den Menschen" und weiterzuerzählen?

Was auf uns zukommt: Elend und Gewalt; sie kommen nicht nur auf uns zu, sie gehen auch von uns aus. Herausgefordert ist eine ökumenische Diakonie als weltweite Lebensbewegung gegen den Tod ("Bund für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung").
Wie kann lokale Diakonie daran teilnehmen und für eine Umstellung unserer Lebensweise auf eine für alle bewohnbare Erde werben?

Diakonische Theologie ist nicht dazu da, Diakonie wichtig zu machen, sondern sie wach zu machen. Sie erinnert sie aber daran, dass ihre Würde nicht in ihrem Ansehen, sondern in ihrer Sache, Gottes Sache, liegt: dass die Armen zu ihrem Recht und Leben kommen.

Aus Arbeitsfeldern der Diakonie sollen Lebensfelder werden, in denen Menschen gern mit einander leben und arbeiten, als Gotteskinder, nicht als Knechte und nicht als Herren. Was es vor allem auszubilden gilt, ist "Spürsinn", Sinn für die Spuren des Geistes, nach innen und nach außen.

Was sind Wachstumsbedingungen dafür?

H. Ihmig

Anstöße diakonischer Theologie

Beitrag von Harald Ihmig zum ALA-Treffen am 5.12. 1988 im Rauhen Haus

nebst einem Vorwort als Nachtrag zum Vortrag

Aufbau:

Einleitung

Besinnung zu Joh 4,31-34

Umsetzung von Hauptmotiven:

1. Speise - ohne die nichts getan werden kann

2. Wille - Eigensinn im Gefüge

3. Werk - worum es geht in der Diakonie

4. Reibungspunkte:

a. Abspeisung der Armen?

b. behandeln, ohne zu erkennen?

c. Druck ableiten?

d. zum Himmel schreien

5. Vorwort

Einleitung

Nach Georg Klinzings Vortrag kann ich meinen Auftritt mit einem abgewandelten Marx-Wort einleiten (Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie):

Die Kritik der akademischen Theologie, die die Diakonie vernachlässigt, ist im wesentlichen beendet. Es ist an der Zeit, daß Diakonie ihre eigene Theologie hervorbringt.

Trotz dieses fanfarenmäßigen Einstiegs macht mir das gewünschte Thema "Diakonische Theologie" zu schaffen. Ist es nicht schon auf dem Wege so vieler ungedeckt in die Welt gesetzten Parolen, denen man hinterherläuft, statt sie zu füllen? Die Formel aber selbst füllen zu wollen, wäre ein Widerspruch in sich. Diakonische Theologie meint ja, jedenfalls in meinem Verständnis, nicht eine mehr auf sie zugeschnittene Theologie für Diakone, sondern eine Theologie von Diakoninnen/Diakonen. Wir Theologen tun gut daran, uns mit der Rolle von Geburtshelfern zu bescheiden und uns darauf zu konzentrieren, das ist Arbeit genug. Dies hat nichts mit Bescheidenheit zu tun, sondern mit

Ortsbestimmung.

Wenn das diakonische Defizit der Theologie, wie ich meine, ein Standortproblem ist, dann ginge der fällige Ortswechsel nicht weit genug, würden nun die Diakonenanstalten zu Heimstätten einer neuen Theologie gemacht. Die Ausbildung ist der Ort der Aussaat, nicht der Ernte.

Nun ließen sich wohl Erstlingsfrüchte präsentieren, die hier eingegangen sind. Dabei kämen wir selbst und unser Anteil an der Ausbildung einer diakonischen Theologie zu kurz. Am liebsten wäre mir, miteinander Anregungen zu entwickeln und auszutauschen, uns in die Sache zu begeben, statt über sie zu reden, aber zu einem solchen Experiment ist heute Abend die Zeit zu knapp. So bin ich auf folgende Notlösung verfallen:

Ich schlage vor, daß wir damit beginnen, über einen kurzen Bibeltext nachzusinnen und so einen gemeinsamen Haftpunkt zu gewinnen. Ich habe ihm Fragen beigefügt, um sanft auf Gesichtspunkte hinzulenken, unter denen ich ihn betrachte. Von diesem Ausgangspunkt aus will ich 3 Motiven nachgehen

- dem Essen,
- dem Willen,
- dem Werk,

indem ich sie in den aktuellen Kontext von Diakonie einsetze, und schließlich einige Reibungspunkte herausstellen. Jeder dieser Abschnitte, die ich möglichst knapp halte, endet nicht mit Antworten, sondern mündet in Fragen, Fragen insbesondere, was es denn eigentlich in der Ausbildung auszubilden gilt, die jeweils unser Gespräch anstoßen sollen.

Das Ganze nenne ich "Anstöße diakonischer Theologie".

Ich habe unser erstes Gespräch über Grundsätze diakonischer Theologie in lebendiger Erinnerung, ich hoffe, die Fortsetzung gelingt uns auch.

Joh 4

Inzwischen baten ihn seine Jünger: 31
"Rabbi, iß!"

Er aber antwortete ihnen: 32
"Ich habe eine Speise zu essen, die ihr nicht kennt".

Da sagten die Jünger zueinander: 33
"Hat ihm etwa jemand zu essen gebracht?"

Jesus sprach zu ihnen: 34
" Meine Speise ist es,
den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat,
und sein Werk zu vollbringen."

"Speise" - womit das Wirken anfängt
Was nährt mich, was zehrt?

„Wille“ - wer in der Diakonie bestimmt
hat Diakonie Eigensinn, und wo fügt sie sich ?

"Werk"- worum es geht in der Diakonie
was ist vollbracht, und was ist noch zu tun?

Das Natürlichste wäre, daß wir jetzt austauschen, was die Konzentration auf den Text bei jedem von uns ausgelöst hat. Eine solche Runde würde aber kaum noch Zeit lassen für den Beitrag, der von mir erwartet wird. Ich beginne deshalb damit, und, was uns eingefallen ist, kann dann einbezogen werden in die Diskussion nach jedem Abschnitt.

Zunächst, scheint mir, bietet der Text eine kompakte Formel an dafür, was Diakonie ausmacht: mitwirken an Gottes Werk.

Noch wichtiger aber ist, daß er diese leicht eingängige Formel sogleich verfremdet. Denn das Werk beginnt nicht mit dem Wirken, und die Definition von Diakonie demgemäß nicht mit der Kontroverse von Wort und Tat. Statt dessen ist vom Essen die Rede. Ist das vielleicht ein Drittes oder gar Erstes, das im Streit , ob Reden oder Tun, zu kurz kommt ? Dazu mein erster Beitrag unter dem Titel

1.Speise - ohne die wir nichts tun können.

Theologie ist sehr darauf bedacht, Wissenschaft zu sein und Lehre. Diakonie ist vom Wirkenwollen beherrscht. Wird die eine so trocken, die andere so mühselig, weil sie das Essen vergessen?

In einer alten Tradition wird Theologie nicht so sehr als Wissenschaft (scientia) oder Lehre (doctrina), sondern als Weisheit (sapientia) verstanden. Sapere heißt schmecken. Theologie wäre eine Hilfe, der Religion auf den Geschmack zu kommen. Diakonische Theologie wäre ein Mittel gegen die Auszehrung in der Diakonie, Schulung der Aufmerksamkeit für das, was nährt.

Selbst bei einem Mann, der so sehr an der Lehre hing wie Luther, finden sich Sätze wie:

"Solange du das Fühlen nicht hast, hast du gewißlich Gottes Wort noch nicht geschmeckt und hängst nicht mit des Herzens Grund am Wort"

oder:

"Es schwebt mein Leben und alle meine Sinne in Gottes Liebe ...".

Geht es in der Ausbildung mehr noch als um Wissen sammeln und Vorsätze fassen darum, Sinne auszubilden, Fühler, ehe sie unter dem Druck beruflicher Realität vollends eingezogen werden? Fühler in das Dunkelfeld der Schöpfung, so will ich es einmal nennen, aus dem uns das, was wir zur Welt bringen, erst ein-fallen muß. So wie der Sohn da, wo Gott heimlich am Werk ist und leise, kaum spürbare Anfänge setzt, die feinen Regungen Gottes aufnimmt und aus diesem unsichtbaren Faden ein sichtbares Werk wirkt, mit seiner Seele und mit seinem Leib. Diese Aufmerksamkeit, die sich aus den Abläufen heraus in das Dunkelfeld des noch Ungewordenen traut, bis sich kristallisiert, was uns ohne Zwang für sich einnimmt, ist etwas viel Wirklicheres als theologische Begründung des Handelns; was aus ihr geboren wird, etwas viel Lebendigeres als Mitmischen in der Realität. Ein Werk der Schöpfung, d. ein Werk, das lebendig macht, wird unser Wirken nicht dadurch, dass wir die Mühe mehren, auch nicht dadurch, dass wir Recht haben. Was es vom Machwerk unterscheidet, ist der Keim des Lebendigen in ihm, und der kann nicht gemacht, nur empfangen werden.

Merkwürdigerweise beginnt also das Mitwirken an Gottes Werk nicht mit dem Wirken, sondern dem Essen, dem Aufnehmen, dem Wirkenlassen. Gottes Werk können wir nicht tun, ohne es an uns wirken zu lassen.

"Ohne mich könnt ihr nichts tun" - nicht dass wir gar nichts tun könnten, im Gegenteil: ersatzweise werden wir gerade alles Mögliche anstellen. Nur das Eine, worauf es ankäme, Leben zu bringen an das Tote in uns und um uns, das wird uns ohne das Schöpfen nicht gelingen.

Eine Diakonie, in der die Macher dominieren, verliert ihr Geheimnis und ihre Speise, das Geheimnis, aus dem sie sich speist. Wenn etwas Lebendiges in die Welt gebracht werden soll, gehört dazu die Phase der Bereitung, in der es in uns lebendig wird.

Nun ist es keinesfalls nur das Getriebe der Welt, das die Momente des Schöpfens überspielt und die Sinne verstopft, sondern in nicht minderem Maße das diakonische Ethos und die institutionellen Erwartungen des rastlosen Wirkens, es sind nicht minder die Betriebsformen unserer Andachten und Gottesdienste und nicht vielleicht doch auch unseres Unterrichts?

Theologie hat nicht die Aufgabe, Diakonie, eine Sache minderen kirchlichen Ansehens und Selbstbewußtseins, zu **rechtfertigen**, sondern sie **wach zu halten**. An dieser Stelle: sie hat eingeschlafene Sinne zu wecken. Auszubilden wäre - neben dem Scharfsinn des Denkens, der gewiß dazugehört - der Spürsinn der Intuition. Aber wie?

2. Wille - Eigensinn im Gefüge

Was aufgenommen werden soll, ist allerdings keine Götterspeise. Es ist ein Wille. So herbe Speise schlucken wir heute nur widerwillig, mit gutem Grund. Die mit Eifer den Willen Gottes tun - oft allerdings mehr überwachen als tun-, die konsequent seine Forderungen erfüllen - oft allerdings mehr stellen als erfüllen -, die hatten schon zu Jesu Zeiten den bösen Blick auf die anderen und das wurmende Gefühl, zu kurz zu kommen. "Immer im Dienst" macht eher sauer als satt. So wie es dem älteren Bruder im Gleichnis vorkommt, er habe sein ganzes Leben nur gehorcht, gedient, sich geplagt - und nie gegessen.

Aber ist denn überhaupt ein Wille gemeint, der von uns etwas will?

Die Rede ist von einem Willen, der ans Werk geht. Also keiner, der darauf wartet, daß wir etwas tun, sondern der selbst etwas tut; der schon etwas an uns tut, bevor wir etwas tun. Er

will aufgenommen werden, das heißt, daß wir ihn auf uns wirken lassen. Ihn dann und so aber auch verkörpern und auf unsere Art weitertragen, dh. tun.

Mehr noch: es ist ein Wille, der von uns g e w o l l t sein will. Denn das ist die Weise, wie Gottes Wille Fuß faßt in unserer Welt. Also durchaus kein Wille, der uns den Willen nimmt, - wie es die Angst der Autonomie haben will, um nur ja nichts wirklich zu wollen. Ein Wille begibt sich in eine Sache, er schickt sich nicht in sie und er bestimmt nicht über sie. Wollen ist nicht Sache von Geduckten, für sie bleibt Gehorsam. Wollen hat Freisinn zur Bedingung. Der Wille hängt nicht am Kalkül des Möglichen und ist nicht die Balance zwischen Erwartungen, für den wir ihn meistens halten. Ein Wille ist etwas ganz Seltenes und Aufsehen Erregendes, so etwas wie ein öffentlicher Zeuge für eine Macht der Sache, die ihr im Geheimen innewohnt. In der Computersprache : der Wille ist ein Zeiger auf die Sache. Durch ihn verkörpert sie sich. Der Wille ist der harte Kern des Glaubens, der Unsichtbares zur Erscheinung bringt. Wo der Wille fehlt, wird die Sache zum Vorwand.

Es hat seinen guten Grund, daß Jesus in unserem Text seine Sache, seine Speise so fremd macht. Wir brauchen noch etwas anderes als die Lebensmittel, kraft derer wir überleben und die es, wenn sie so wie bei uns zum Inhalt des Lebens werden, verstopfen.

Wir brauchen z.B. einen Willen, um uns aufzurichten. Ich meine nicht das Interesse, das sich in die Spielräume des Gefüges fügt und sie nutzt, sondern einen Willen, der ihm Bedingungen stellt.

In der Zwiesprache mit abba bringt Jesus einen Willen zur Welt und lässt sich das etwas kosten. Es tut gut, einen Willen in der Welt zu wissen, um nicht mitzuspielen, sondern einen anderen Einsatz zu wagen. Es tut mir gut in den Anfällen von Kleinmut und manchmal Ekel an einer Welt- wobei ich Kirche mitmeine - die aus Interessen zu jedem Verrat bereit scheint und gelassen in die Zerstörung treibt, einen Willen am Werk zu wissen, der geradlinig und beharrlich das Leben will.

Hat die Diakonie einen Willen, oder möchte sie nur etwas? Z.B. mitspielen. Dass sie es mit den Menschen am Rande und mit der Liebe hält, ist nicht ihre Schwäche. Die ist, daß sie ihre Sache nicht gründlich genug will. Daß sie, um ihren Platz darin besorgt, sich dem Gefüge fügt, statt es von seinem Rande aus in Frage zu stellen.

Dies ist auch ein Problem von Leitung. Solange Leitung Kontrolle nach innen bleibt und Balance nach außen, kann Diakonie keinen öffentlichen Willen zeigen. Meine Erfahrung mit allerlei Leitung ist, daß sie in der Regel der Sache den Willen nimmt und der Einigung die Sache.

Was es auszubilden gälte, wäre ein Wille; ein Wille, der die Gesellschaft nicht nach Berufschancen sichtet, sondern nach dem Leben, das in ihr gewollt ist und das in ihr mißhandelt wird.

Konzentrieren wir den Willen oder lösen wir ihn auf in Handwerk plus die fromme oder die kritische Phrase?

3. Das Werk - worum es geht in der Diakonie

Ich bin mit dem Aufnehmen noch nicht zu Ende. Das eine hieß, eine Quelle, das andere einen Willen aufzunehmen. Es ist aber schon ein Werk vollbracht, und auch das gilt es aufzunehmen. Auch das ist kein bloßer Vorgang von Vorbild und Begründung, sondern eine Sache des Essens, der Einverleibung, der Verleiblichung. So macht der Jesus, der in den Tod geht, sein Vermächtnis: "Nehmt,eßt, das ist mein Leib".

Das Werk Gottes im Weg Christi aber ist nicht so vollbracht, daß es fertig wäre, sozusagen gegessen. Vollbracht ist es so, daß es kenntlich gemacht ist in der Auseinandersetzung mit ganz anderen Werken; nicht nur lehrhaft, sondern leibhaftig, in Passion herausgebracht, worum es in ihm geht. Vollbracht so, daß es, kenntlich und ganz geworden, weitergehen kann,

noch viel weiter gehen soll in unserer Welt.

Die einfache ‚galiläische Formel für dieses Werk heißt "Leben retten" da, wo Menschen ums Leben gebracht werden.

An dieser einfachen Sach- und Ortsbestimmung von Diakonie ist nicht viel zu deuteln, nur daß wir zu lernen haben, daß dem mißachteten und mißhandelten Leben von armen, kranken, behinderten, ausgegrenzten Menschen noch andere Lebewesen zuzugesellen sind - Tiere und Pflanzen -, und daß dies in den Kernbereich der Diakonie gehört.

Diakonische Theologie als Theologie vor Ort kann an der im Weg Jesu gesetzten Ortbestimmung nicht vorbei, und sie ist erst gelungen, wenn die Armen in ihr ihre Sprache finden.(Dazu weniges mehr unter 4).

Nun befindet sich die Diakonie mit dieser Ortsbestimmung, so scheint es, in schöner Harmonie mit dem Gesetz und dem System sozialer Sicherung, das Menschen am Rand der Normalität materielle Hilfen, Betreuung und Beratung, ja sogar ein Leben, das der Würde des Menschen entspricht, zubilligt. Meinen beide dasselbe?

Was auf der einen Seite gemeint ist, hat ein bekannter Systemtheoretiker in dankenswerter Klarheit so formuliert:

"Die Daseinsvorsorge wird von der Wirtschaft und ihrem Geldmechanismus besorgt; sie ist ein zentraler Antriebsfaktor gesellschaftlichen Wandels. Den Organisationen sozialer Hilfe obliegt eher eine "Daseinsnachsorge". Sie arbeiten an der Beseitigung von Problemfällen, die sich aus der Verwirklichung der vorherrschenden Strukturen und Verteilungsmuster immer neu ergeben. Es ist nicht ihre Sache, und überhaupt nicht Sache von Hilfe, sich eine Änderung der Strukturen zu überlegen, die konkrete Formen der Hilfsbedürftigkeit erzeugen".

Schlichter ausgedrückt heißt das: Gesellschaftliche Systeme arbeiten nicht fehlerfrei, darum sind Hilfssysteme nötig, die ihre Schäden bearbeiten. Sozialarbeit und Diakonie sind im Reparatursystem der Gesellschaft angesiedelt, das ist ihre Platzanweisung im Gefüge, und dem haben sie sich zu fügen. Hat sich Diakonie mit der Finanzierung auch auf diese Mitgift eingelassen, die Beschneidung ihrer Sache auf "Beseitigung von Problemfällen" und die Hinnahme von Problemlagen?

Ich will zwei Komponenten ihrer Sache nennen, die sich dieser schönen Harmonie widersetzen.

Es war nicht die Sache Jesu, Menschen wieder auf die Kriechspur zu setzen und für die Normalität einer Gesellschaft wiederzugewinnen, die ihnen keine Lebensfelder bietet. Er hat ihnen mit dem Gottesreich Sättigung und Glück zugesprochen. Selbsthilfe hat er auch angesprochen, nämlich das unabweisbare Verlangen nach einem ganzen Leben, das er Glaube nannte. Aber das war nicht das Selbsthilfeeinstrument, das heute dazu benutzt wird, aus der Not eine Tugend zu machen, guten Gewissens Menschen am Existenzminimum zu halten und ihnen selbst den Sprung in ein menschenwürdiges Leben vorzugaukeln, zu dem alle Voraussetzungen fehlen. Geht die Diakonie, betreuend und beratend, mit bei der Reduzierung der Ziele nach Maßgabe der Mittel, wird auch ihr das, was Menschen brauchen, immer mehr zu dem, wozu die Mittel reichen? Oder weist ihre Sache ihr vielleicht doch in den verschärften Mangellagen an, "sich eine Änderung der Strukturen zu überlegen?"

Die Störung des Systemfriedens geht noch ein Stück weiter in Jerusalem. Da heißt die Formel: "ausgeliefert in die Hände der Menschen und auferstanden". Und das Leben, wird jetzt gegen den Tod eingesetzt, das Werk heißt: Tote lebendig machen. Dieser Tod aber ist, das ist die Spitze, ein angerichteter Tod. Wo wird das deutlich gesagt, bei aller Kreuzestheologie, daß es die Handschrift von Menschen ist, die sich auf dem Leib des Gekreuzigten abzeichnet, daß sich die alte Mordgeschichte im Christumord konzentriert und daß sie in unseren Tagen weitergeht und Christen sie weitergehen lassen, als wäre nichts

geschehen. Diakonische Theologie wird sich nicht so schnell zum "Tod für unsere Sünden" flüchten dürfen, ohne sich dem "Tod durch unsere Sünden" auszusetzen, sie wird nicht mit dem "Tod für uns" dem Tod den Stachel nehmen dürfen, daß er ein Mord ist. Sie wird das Werk Christi ernster nehmen müssen, dieses Werk des Tötens an seinem eigenen Leib als Sünde aufzudecken, aus ihm zu lösen und seine Macht zu brechen.

Wir haben in unserer Zeit die Grundformen der Sünde, der Mißachtung und Mißhandlung des Lebens nicht erfunden, die Lüge, den Diebstahl, den Mord, aber wir haben Industrien aus ihnen gemacht - der Täuschung, der Beraubung und der Gewalt. Wir haben sie, mit Luhmann zu reden, zu zentralen Antriebsfaktoren gesellschaftlichen Fortschritts entwickelt. Das sind die "vorherrschenden Strukturen und Verteilungsmuster", die es vor grenzüberschreitender Abhilfe zu schützen gilt. Das verinnerlichte Abschirmungsinstrument heißt, dies sei Politik.

Diakonische Theologie wird sich damit das Thema der Entmachtung der Todesmächte in unserer Welt, so ratlos es sie machen mag, nicht ausreden lassen, denn es ist das Thema des Werkes Christi, des unvollendeten. Es ist ihr auch kein speziell politisches, sondern - wie die Sünde - ein durchgängiges Thema, das sich durch das Innerste der Person, durch alle menschlichen Gemeinschaften bis in die Großorganisationen hindurch zieht. Es wird darum auch nicht weiterführen, die Welt in 2 Lage zu dividieren, denn darin liegt die Täuschung über die eigene Verwicklung in Geschäfte, denen das Leben vorschwebt und die den Tod anrichten. Die Entmachtung ist nicht einfach eine Aufgabe von Standpunkten und Bekenntnissen, sondern von Entwirrung. Die Spur des Lebens liegt nicht einfach vor, sie muß gefunden und ein Stück weit auch immer erfunden werden.

Hier komme ich noch einmal zurück auf den **Spürsinn**. Er ist nach innen gerichtet, um im Einfluß des Lebens zu handeln, statt nur hinter ihm her zu sein. Er ist auf einen Willen gerichtet, dessen Grundzüge kenntlich sind und der doch erst im Gewirr der Ansprüche herausgefunden werden muß. Er ist nach außen gewandt auf der Suche nach Wegen, die damit im Einklang stehen und erst erfunden werden müssen. Nach Wegen, die aus dem Netzwerk des Todes führen.

Die schlechteste Lösung ist, der organisierten Täuschung die christliche Lüge hinzu zu fügen, den kleinen und großen Verrat, wo das Machtgefüge und die Interessen tangiert sind, die Feigheiten, Unbestimmtheiten, die Verschleifung des Wollens zur Balance.

Spezifisch für die Diakonie könnte sein, daß sie die Übel von dorthin aufdeckt, wo sie treffen, am leibhaftigen, noch nicht zu Statistiken neutralisierten Leid. Schon deshalb ist die Arbeitsteilung von Wort und Tat absurd.

Im Umgang mit der Sünde ist dies die eine Aufgabe: zu entwirren und aufzudecken, die andere ist- ich wage einmal diese Formulierung - sie überflüssig zu machen. Denn auch die Lust an der Gewalt und die Gewohnheiten der Selbstmißhandlung wurzeln, denke ich, in Abtötungen, auch sie sind Griffe, Fehlgriffe, nach dem fehlenden Leben. Wäre es nicht Aufgabe der Diakonie, nicht so sehr Abläufe zu regulieren, nicht so sehr Überleben zu sichern, sondern Brennpunkte des Lebens zu schaffen, die das Tote in uns, den "Schaden in Leben" tilgen? Die nicht nur fordern, sondern ermöglichen,, sich aus dem Netzwerk des Todes zu lösen. Formen mildtätiger Hilfe, christlicher Zucht und professioneller Zurückhaltung sind dazu wenig geeignet.

Bildet unsere Ausbildung Brennpunkte des Lebens aus?

4. Reibungspunkte.

Zum Schluß will ich, etwas willkürlich, 4 Punkte nennen, Ungelöstes, an dem ich mich reibe, auf die Diakonische Theologie mich stößt.

a. Abspeisung der Armen?

Sie hat Tradition, war schon vor der jetzigen Praxis da, Menschen auf Dauer in angeblich provisorischen Mangelsituationen zu halten und auf ein normales (Arbeits-)Leben zuzurüsten, für das kein Platz ist. Wer möchte schon auf der Kriechspur "stabilisiert" werden, wer richtet sich schon auf fürs bloße Überleben? Was läßt sich davon einlösen, daß den Armen nicht nur ihre Resozialisierung, sondern die Fülle des Lebens versprochen ist?

b. behandeln, ohne zu erkennen?

Menschen lassen sich zum Zwecke ihrer Abfertigung zu Merkmalsgruppen zusammenfassen, die sie nach ihren Mängeln identifizieren. Damit ist dann zugleich ihre Behandlung programmiert, falls nicht auch dazu die Mittel fehlen. Ich glaube, es ist Menschen wichtiger, erkannt als behandelt zu werden. Hilfe, die behandelt, ohne zu erkennen, ist eine Form der Mißachtung. Ist in unseren Betrieben einschließlich der Ausbildung Zeit, Aufmerksamkeit, Gelegenheit, sich zu erkennen zu geben und einander zu erkennen? Nicht nur im Gefälle der Rollen, meine ich, sondern auf der doch eigentlich gewollten Basis der Menschen- und Gotteskinder? Ich sage bewußt "Kinder", weil mir das ein kranker Punkt zu sein scheint in einer institutionellen Welt, in der die abgespaltenen Erwachsenen- und Elternrollen dominieren und kaum Platz ist für die Begegnung von Kind zu Kind, sehr zum Schaden der Lebendigkeit.

c. Druck ableiten?

Mangel erzeugt auch Druck. Der normale Weg ist, den Druck von oben in Mangelsituationen nach unten weiterzuleiten, den von unten aufzufangen und im Innern oder in der Supervision zu verarbeiten. Gibt es auch den umgekehrten Weg, Druck in die Leitung zu bringen? Ich meine, den Druck, der aus der Erfahrung der Not hervorbricht, im Wildwuchs, an den Mann zu bringen, nicht nur gezähmt und umgesetzt in Zahlenwerk weiterzuberichten. Wie kann die freche Witwe heute ihren Richter finden? Sind unserer DiakonInnen selbst frech genug, ihr diesen Weg zu weisen und mitzugehen?

d. Zum Himmel schreien.

Im Kleinen und Großen stößt diakonische Theologie auf Leid, auf Unrecht, auf ungestilltes Verlangen, das zum Himmel schreit und das sie nicht wenden kann. Die normalen Reaktionen auf Schreie sind, sie zu dämpfen: sie zu überhören, gar nicht erst zu provozieren aus Angst, nicht zu haben wonach verlangt wird, oder dann doch behelfsmäßig zu helfen und zum Schweigen zu bringen. Wenn ich nachdenke, merke ich, daß ich nie einen solchen Schrei in der Kirche gehört habe, - außer einmal, ziemlich verquer, von einem Penner, der dort randalierte. Wie kommt das? Können wir nicht klagen, oder meinen wir, daß das nichts nutzt? Halten wir den Himmel für leer, oder haben wir einen Gott der wohlgesetzten Rede, der vor Geschrei geschützt werden muß? Wäre es nicht besser, schreien zu lassen und mitzuschreien?

Nach Paulus kommt der Geist, der die Schreie der Kreatur hört, ihrer Schwachheit zur Hilfe. Aber wie? Indem er mit ihnen schreit.

Vorwort

Liebe Brüder, liebe KollegInnen,

nach unserer Diskussion hat es in mir rumort. Daß wir uns gerieben haben und mein Beitrag diesmal nicht so eingängig war wie der damalige, hat mir und zum Titel gepaßt. Es hat mich aber auch auf Ungeklärtes gestoßen. Das hat mir keine Ruhe gelassen, mich heute aus dem Schlaf gerissen und nächstens zu diesem Nachtrag genötigt. Ich füge ihn als Vorwort hinzu, um auch die alten Mängel kenntlich zu lassen.

Festgebissen haben wir uns an der Speise, dem ersten Punkt.

Dies war nicht ganz im Sinne des Erfinders, denn ich grübele zur Zeit mehr an dem letzten Punkt, dem Willen, der auf die Entmachtung der Todesmächte gerichtet ist, und an der Aufgabe, mein eigenes Werk darin mit Gewißheit und Bestimmtheit herauszufinden.

Da sind meine Aussagen zu sehr im Grundsätzlichen stecken geblieben und geben mehr meinen alten Stand als meine aktuelle Bewegung wieder. Nun, Ulfrid (Kleinert), der darin längst weitergegangen ist, bleibt mir dabei als Gegenüber - in Annäherung, scheint mir - für Fortschritte. Und Gertrud (Stempel) wird mich auch im gemeinsamen Theorie-Seminar zu Präzisierung zwingen.

Die Anfragen an die Ausbildung sind mehr im Raum stehen geblieben, aber vielleicht sind sie wirklich stehen geblieben und nicht verhallt.

Unsere Kontroverse mit Anfragen,

- wie denn etwas zugleich Speise und Wille sein könne (Bruder Dabelstein) bis hin zu dem - Verdacht der Rückkehr in altbekannte Erbaulichkeit (Bruder Muhs),
- Zweifel, ob Gott denn überhaupt etwas Spürbares, Sinnhaftes und Leben etwas Schmackhaftes sei,
- die für mich zu rasche Zuflucht zu unserer vertrauteren Rolle als Akteure und der Übersetzung von Werk Gottes in Auftrag und eigenes Handeln (das faktisch dann allerdings meist in Arbeit, wenn nicht in Werkeln abbröckelt),
- ein Anflug von Ersonnenem und Gesponnenem,
- mein eigenes Stottern bei der Beschreibung,

all dies bestätigt mir, daß mit dem "Aufnehmen" (des Lebens) ein important point getroffen ist und die Speise uns in der Tat immer noch unbekannt ist.

Ich will einige Punkte markieren, die sich zu weiterer Klärung bei mir festgesetzt haben.

Ich bleibe dabei, daß das "Essen" ein eigenes Thema ist, das in der eingespielten Debatte um Wort und Tag zu kurz kommt und von beidem zu unterscheiden ist. Wie Georg (Klinzing) Wort und Tat "im Horizont des Reiches Gottes" zu verbinden, sehe ich als richtigen Ansatz, wobei aber zu bedenken ist, daß der, der Gottes Reich kommen lassen will, aus der Zwiesprache mit abba lebt und daß das Geheimnis der Gottes-Herrschaft (Vorsicht!), sieht man von der gewaltsamen Austreibung der Dämonen ab, die K i n d s c h a f t ist; und zwar Kindschaft nicht als ein askriptiver Status, sondern als reales Verhältnis: Kind ist, wer abba sagt oder schreit.

Ich bleibe auch dabei, daß "den Willen (Gottes) tun" nicht Speise ist, daß es nicht nährt, sondern zehrt, solange Wille als Imperativ verstanden wird, dh. als Inhalt, für dessen

Realisierung wir die Dynamik aufzubringen haben. Ich habe andererseits auch Begriffe wie "Indikativ" und "Gnade" geflissentlich gemieden aus ähnlichen Aversionen wie Bruder Muhs. Denn damit wird gewohnheitsmäßig die Dynamik, eben der Wille aus der Sache herausgeschnitten und die Speise als reine Götterspeise serviert (obwohl sie auch so in der mir bekanntgewordenen Zubereitung reichlich fad schmeckt und meinen sinnlichen Ansprüchen durchaus nicht genügt).

Und die (angebliche) Folge von Aufnehmen (Luther: glauben) und Handeln (wann denn endlich? Luther: Werke) läßt den Zusammenhang nach Motiv und Ziel unbestimmt (er ist auch bei Luther, meine ich zeigen zu können, nicht stichhaltig).

Um es noch schärfer zu sagen: Wird Jesus in Joh 4,34 so verstanden, übernimmt man das Verständnis seiner Gegner, die den Willen Gottes als Gesetz ernst nehmen und sich (als Joch) auferlegen, trifft aber nicht seinen Gegensatz. Überhaupt machen wir es uns mit der geläufigen Abwertung von Gesetz und Pharisäismus einerseits und der neueren Toraaufwertung andererseits zu leicht, es zeigt sich dabei, daß billig abgewehrte Gegner nicht überwunden werden, sondern sich hinterrücks in die eigenen Reihen einstellen.

Der Wille Gottes ist nicht, behaupte ich weiter, Inhalt (Gewolltes, als Beispiel: Nächstenliebe) in der Form der Aufforderung, ihn zu realisieren (das Gewollte zu tun, z.B einen Nächsten zu lieben) also Imperativ. In diesem Verhältnis von Anweisung und Ausführung, von Auftrag und Handlungsvollzug (incl. -entschluß) springt kein (freier und befreiender) Impuls (im Beispiel: Liebe) heraus bzw. hinein, weil nicht über.

Der Wille ist, wenn er Speise sein soll (aus der sich Handeln speist!) und nicht nur Erwartung von Handlung also wohl so etwa wie ein "Impuls". Er hat nicht nur ein sachlich - inhaltliches Moment, ein formal -gerichtetes , sondern auch ein dynamisches.

Liebe Gertrud, ich habe Deine Frage, was der Wille denn sei, nicht beantwortet, aber auch nicht überhört (mußt Du mir öffentlich so schwierige Fragen stellen?) .Sie ist auch mit dem Rekurs auf inzwischen naturwissenschaftlich beschlagnahmte, präzisierte und reduzierte Begriffe wie "Impuls" oder "Energie" nicht beantwortet.

Aber vielleicht nimmst Du diesen zagen Ansatz nähend an und ziehst ihn mit mir groß?

Was aufzunehmen ist, was "überspringt" im Gottesverhältnis ist so etwas wie ein Lebensimpuls, der bei entsprechender Abstimmung, Resonanzen in unseren Lebenskreisen hat. Ich hatte es mehr biologisch probiert mit "Lebenskeim": etwas, das belebend in uns einfällt, s i c h fortpflanzen will und zugleich fortgepflanzt w e r d e n will.

(Ich nehme gern Zuflucht zu Resonanzmodellen, um dem eingerasteten Befehls-Empfänger-Modell zu entinnen, also zu dem Anstoßen und Aufnehmen von Schwingungen bei entsprechend fein{fühlig}er Abstimmung aufeinander. Wenn ich z.B. einen Klang, ein Lied , das mich berührt, aufnehme und weiter singe, ist das etwa ein heteronomer Vorgang? Jedenfalls scheint mir das Gottesverhältnis - als ein Liebesverhältnis - mehr mit Musik {Schwingung} zu tun zu haben als mit Militär (Kommando).

Der Wille Gottes ist, scheint mir, eine "Regung" Gottes, die sehr feinfühlig erspürt und aufgenommen werden will, die belebend und lösend überspringen kann und nach Weiter-Bewegung drängt. So unzureichend das Bild ist, läßt es nicht wenigstens vermuten, daß es Dinge gibt, die sowohl Speise sind - aufgenommen werden, gegessen, einverleibt werden können (und verdaut werden müssen!)- und Wille, der getan werden will. Dinge, die zuerst (belebend) auf uns wirken und so in unser Werk einfließen; die in ihm so getan w e r d e n, daß sie s i c h in ihm auswirken? Ich behaupte nicht, daß die Aufnahme, wie manchmal in Phasen der Bereitung nötig, separat gehalten werden müsse. Sie kann auch in der (menschlichen) Begegnung, in der Handlung geschehen, aber trotzdem sollten wir uns, um der Speisung und der Gefahr der Auszehrung willen, davor hüten, dieses fein-sinnige

Moment mit der handgreiflicheren Seite von Handlung und Interaktion gleichzusetzen und es so um die erforderliche Aufmerksamkeit zu bringen.

Mich in den Augen von Bruder Weingärtner bei Schopenhauer wiederzufinden, hat mich konsterniert. Vielleicht hilft er mir durch Nachsetzen auf die Sprünge?

Zu Kant und dem Autonomieproblem nehme ich mir für ruhigere Zeiten gern eine längere Fußnote vor. Ich habe es sehr abgekürzt behandelt, auch deshalb, weil mir bei diesem allgegenwärtigen, von mir selbst lange gehegten Autonomiethema (oder Heteronomieverdacht) seine Abschirm- (und Beraubungs-) Funktion immer deutlicher wird und ich deshalb lieber einen anderen Punkt anpacke. Die scheinbar unüberbrückbare Entgegensetzung von fremdem und eigenem Willen, die das Tun (und Wollen) des Gotteswillens gewaltig in die Heteronomie-Ecke treibt, lenkt, weil sie das (Bindungs-) Verhältnis von Wollen und Gewolltem ausblendet oder verzerrt, von der Willensbildung überhaupt ab. Autonomie ist, meine ich, gar keine adäquate Beschreibung von (eigenem) Willen, der, um wirklich wollen zu können, sich in eine Sache begeben muß. Aus den entsprechenden Diskussionen habe ich auch faktisch den Eindruck behalten, daß sie häufig heraufbeschworen werden, um der Ausbildung eines *w i r k l i c h e n* (nicht nur vorgestellten) eigenen Willens aus dem Wege zu geben. Natürlich soll das kein Heteronomie-Plädoyer sein. Ich möchte die biblische "Einwilligung", so wie sie in der Zwiesprache Jesu mit abba gewonnen wird, sowohl vom heteronomen Deutungsmuster Befehl - Gehorsam wie von der autonomen Reduktion auf monologisches "Selbst" frei kriegen.

Ach so, das Schaliach-Modell (Bruder Weingärtner). Die Grenze dieser Boten-Analogie sehe ich darin, daß die Bevollmächtigung des Gesandten nicht zum Ausdruck bringt, daß der Sohn in der stetigen (!) Zwiesprache mit dem Vater sein Leben hat, noch weniger kann dieses nach außen gewandte Autorisierungsmodell deren innere Struktur beschreiben. Daß Vater und Sohn "eins" sind in der Sendung, vermag es zu formulieren, nicht jedoch, daß und wie der Sohn im bleibenden Gegenüber sein Leben hat (empfängt). Ich finde deshalb, daß es für den mich gerade interessierenden Vorgang der Nahrungsaufnahme, des Lebens-ein-flusses nichts austrägt,

Ich danke allen für ihre Einwürfe, auch die nichtgenannten zustimmenden, obwohl sie mich heute den Schlaf gekostet haben.

Ich hatte ja selbst gesagt, daß Diakonische Theologie zum Wachmachen sei. •

PS. •

Schade finde ich, daß ich Bruder Lorz, dessen bajowarisch - humorige Unverblümtheit mich geradezu heimatlich erfrischt hat, nicht längst als Fremdgänger im Rummelsberger Gehäuse verfolgen konnte.

Herausforderungen einer Diakonischen Theologie¹

Ich freue mich, dass ich mit diesem ersten Besuch ein wenig Anteil nehmen kann an den Anfängen dieser Ihrer Fachhochschule. "Incipit vita nova" - ein neues Leben fängt an -, so hat Ernst Bloch einmal den frohen Klang des Christentums formuliert². Der Anfang, schreibt er weiter, "sei das Versprechende schlechthin und der Trost gegen das Abgestandene, dass es nicht bleiben muss". Was das für die Christen damals bedeutete, gilt doch wohl auch für Sie heute: "das Neue, das sie erwarteten, war Aufhören der Knechtschaft, und zwar hier auf der Erde...Denn es ist ein gedrücktes Volk, das als solches hier nach Neuem begierig ist". Ich freue mich teilzunehmen an den Anfängen einer Fachhochschule, die aus einer Revolution von unten hervorgegangen ist und nun mitzuwirken hat, dass sich Menschen nicht wieder unter ein anderes Joch der Knechtschaft bringen lassen (Gal 5,1).

Was meinen Beitrag heute betrifft, so liegt darin sicher Rückgriff auf Vergangenes, auf meine theologische Entwicklung an der Ev. Fachhochschule des Rauhen Hauses, aber doch nicht, möchte ich wieder mit E. Bloch meinen, "auf Vergangenes, das als so fertig und gelungen dreinsieht, dass nach ihm und von ihm eigentlich kein Fortgang" geschehen brauchte. Ich möchte mich nicht an dem Geschäft beteiligen, Lagerbestände und Ladenhüter als überlegene Exportware abzusetzen, "der echte Rückgriff geht vielmehr auf das noch Zukünftige, also Ungewordene im Vergangenen", und "Diakonische Theologie" ist ein noch ungeborenes Kind. Um Geburtshilfe geht es mir, und ich halte mit Spannung Ausschau, was Sie, die Sie jetzt Ihre Ausbildung beginnen, und Sie, die Sie jetzt in verändertem Kontext Diakonie treiben, davon zur Welt bringen werden. Ich als Theologe möchte mit diesem Vortrag nicht etwa für m e i n e Diakonische Theologie werben, das wäre für mein Verständnis ein Widerspruch in sich, sondern Herausforderungen benennen und Anstöße geben für Studenten und Praktiker der Diakonie, die dazu berufener sind. Meine Gedanken gehen von Fragen aus und münden in sie, die nachhaltiger sind und weiter gehen als die Teilantworten, die ich zu geben versuche. Mein Thema lautet: "Herausforderungen einer Diakonischen Theologie". In einem ersten Teil gehe ich aus von der Frage, warum und wozu eigentlich Diakonische Theologie, und stecke dabei erste Konturen ab, was ich damit meine: ihren Ort, ihr Thema, ihre Sicht, ihre Sprache, ihre Struktur. In einem zweiten Teil - Ausbildung - benenne ich, was sich in Arbeit und Ausbildung der Diakonie ausbilden sollte. Im dritten Teil differenziere ich den Entwurf für drei Bereiche der Diakonie, die ich "Miniaturen des Geistes", "Ökumenische Reichweiten" und "Lebensfelder" nenne. Mein Schlusswort bezieht sich auf das Ansehen der Diakonie, und was Diakonische Theologie dazu beitragen kann. Damit Sie mir besser folgen können, habe ich Fragen und zugespitzte Thesen auf einem Blatt zusammengestellt.

I. Konturen Diakonischer Theologie

Warum und wozu eigentlich Diakonische Theologie?

[Ortswechsel]

Ihre Anfänge erinnern mich an meine an der Fachhochschule im Rauhen Haus, vor 15 Jahren, nach einer langen Assistententätigkeit an der Universität. Ich war damals doch recht schockiert, dass diese StudentInnen, handfester, geistig weniger verführbar als gewohnt,

¹ Öffentliche Gastvorlesung in Dresden am 17.10.1991

² E.Bloch, Tbingen Einleitung in die Philosophie, 1964, c.5

meine reichlich angesammelten Bestände häufig "abgehoben" fanden. Und ich selbst machte, mich nach und nach auf die Prozesse zwischen Menschen einlassend, die Aufgabe von Sozialarbeit sind, die ernüchternde Erfahrung, dass mich meine Vorräte an akademischer Theologie kläglich im Stich ließen, wenn es nicht um Historie und Systematik, sondern um gangbare Wege ging. Ich erinnere mich an ein Seminar "Lieben lernen", zu dem ich mich, ohne zu wissen, was ich tat, vorwagte. Ich konnte die Arten der Liebe fein differenzieren, aber ich blieb sprachlos, als ein Student todernst sagte, dass ihm die Liebe fehle. Um Theologie gegen die Übermacht ihrer Tradition umzustellen auf das, was in der Gegenwart unter Menschen geschieht, wurde mir die Bibel selbst zur wichtigsten Brücke: nun nicht mehr so sehr gelesen als Belegstellen für theologische Konstrukte, sondern als Theologie im Handeln, in Szenen und Geschichten. Nicht zu vergessen dass Ulfrid mit seiner Leidenschaft für Bibel und Synopse mir dabei zugesetzt hat.

Meine Idee von Diakonischer Theologie hat es also mit meiner eigenen Auseinandersetzung mit der Universitätstheologie zu tun. Wie weit das für Sie hier relevant ist, kann ich nicht abschätzen; ich lasse es deshalb jetzt bei einem Hauptpunkt der Kritik bewenden, der mich zur Formulierung eines anderen theologischen Programms veranlasst. Es ist nicht nur meine, sondern eine in der Diakonie beliebte Klage, dass die Universitätstheologie sich zu wenig mit ihr abgebe und die Disziplin Diakonik im argen liege. Das stimmt zweifellos; mein Kollege Dr. Klinzing hat über die Vernachlässigung der diakonischen Dimension in der Theologenausbildung eine aufschlussreiche Untersuchung gemacht. Aber dieses Ausbildungsdefizit von Theologen, das auch die Zusammenarbeit behindert, ist hier nicht unser Thema. Als Klagelied der Diakonie, dass ihr die passende Theologie nicht angeliefert werde, hat die Kritik Alibicharakter. Es ist kein Zufall, dass Diakonie in der akademischen Theologie zu kurz kommt. Allzu unbedenklich hat sie sich eingenistet in einen selbstgenügsamen Wissenschaftsbetrieb, der sich mit kunstvollen Abschirmungsritualen das Unheil der Welt vom Leibe hält. Zu weit ab von denen, die unter der Realität leiden und an ihr zerbrechen, die gegen sie ankämpfen und Auswege suchen, hat sie ihr Denken und Schreiben angesiedelt. Die lateinamerikanische Befreiungstheologie hat darauf aufmerksam gemacht, dass Theologie abhängig ist von dem Ort, wo sie getrieben wird, von dem Kontext, in dem sie sich bewegt. Das diakonische Defizit der Universitätstheologie ist ein Standortproblem. Wir können nicht warten, bis sie aus ihrem Gehäuse herausfindet. Diakonie wird die ihr angemessene Theologie selbst hervorbringen müssen.

Der erste und unerlässliche Schritt wird sein, dass Diakone/Diakoninnen - die Sachwalter der Diakonie - i h r e theologische Sprache aus und in ihrer Erfahrung vor Ort sprechen und schreiben lernen. Mag sein, dass das irgendwann dann auch der Schultheologie und der Kirchensprache einen Schubs gibt in gleicher Richtung. Diakonie ist ja nicht das Sondergut von DiakonInnen, sondern ein Grundzug von Kirche und Christsein überhaupt. Und vor allem ist zu hoffen, dass in dieser Sprache die selbst zu Wort kommen, denen Diakonie dient.

Ich meine damit nicht, dass Fachhochschulen die prädestinierten Heimstätten einer solchen Theologie seien. Sie unterliegen wie andere Bildungsstätten der Versuchung, eine Kultur des Besserwissens aus der Distanz auszubilden, die mehr ihre Träger als die Sache befördert. Sie braucht Studenten und Berufstätige, die sie durch ihre Praxisbindung im Umkreis ihrer Arbeit festhalten und vor dem Abdriften in das Spiel Wissenschaft bewahren,- zunehmend dringlich erscheint mir das seit der strikteren Angleichung der Fachhochschulen an das Hochschulwesen. Die Fachhochschule ist ein Ort der Ausbildung und der Aussaat, noch nicht des Erwachsens und der Ernte, und wir Theologen in der Ausbildung tun gut daran, uns mit der Rolle von Geburtshelfern zu bescheiden.

Noch nach einer anderen, kirchlichen Seite hin muss Diakonische Theologie ihre Eigenart gewinnen. In der Frühzeit unserer Fachhochschule wurde zuweilen versucht, Studenten, die eigentlich nur Sozialarbeiter werden wollten, die Theologie mit dem Argument schmackhaft zu machen, dass theologische Dialogfähigkeit im kirchlichen Dienst nötig und nützlich sei.

Dieses Argument wurde auch meist geschluckt, nicht in der Meinung, in theologischer Sprache etwas Besonderes oder etwas Besser aussagen zu können - dem steht ein tief sitzender, nicht grundloser Zweifel an der Sachhaltigkeit pastoraler Berufssprache entgegen - , sondern in der Absicht, sich so besser behaupten zu können in einer Kirche, in der Pastoren das Sagen haben. Die Erweiterung des Vokabulars verspricht um Anerkennung ringenden Diakonen Anteil am etablierten Sprachspiel der Kirche; böse ausgedrückt: Teilhabe an Herrschaft und Herrschaftsideologie. Das meine ich mit Diakonischer Theologie nicht. Nicht gemeint sind Anpassungsleistungen an die kirchliche Sprache, um eigene Arbeit besser, nämlich theologisch zu verkaufen oder mit Theologiefragmenten wie "Einheit von Wort und Tat" dem eigenen Berufsstand Geltung zu verschaffen. Theologie ist, das möchte ich als Theologe sagen, etwas Ernsthafteres als Marketing oder Berufsideologie. Und die Würde der Diakonie und das Selbstbewusstsein derer, die sie betreiben, ist nicht in Anerkennung durch Pastoren und Kirchenrecht zu begründen, - worüber ich am Ende noch sprechen will.

Ich gehe also nicht von vorgegebener Theologie aus, mit der Diakonie sich anzureichern hätte, um ein höheres Ansehen in der innerkirchlichen Konkurrenz zu erwerben. In der Ausbildung geschieht so etwas häufig unter der fordernden oder prunkenden Losung "mehr Theologie". Im Beruf wird das gemeinhin mit der Anbieterungsformel "Wort u n d Tat" betrieben, die nicht viel mehr sagt als : "wir sind auch wichtig". Ich meine mit diakonischer Theologie nicht gesteigerten Theologie-Import, sondern einen Ortswechsel der Theologie in die Diakonie. Ich meine nicht eine besser auf sie zugeschnittene Theologie für DiakonInnen, sondern eine Theologie von DiakonInnen, die vor Ort erwächst.

[Ort der Diakonie]

Und was ist denn nun der Ort der Diakonie?

Von ihrem Ursprung her, von Jesus selbst her hat sie eine eindeutige Ortsbestimmung mitbekommen :ihr Standort ist bei den Armen. Und das sei gleich dazu gesagt, um den Klang zu treffen und nicht gleich Mildtätigkeit damit zu verbinden: bei den Armen, die Jesus seligpreist, weil das Gottesreich ihnen zukomme. Nicht strittig ist der Ort der Diakonie, wohl das, was an ihm geschieht. Strittig ist, wohin wir von da aus gehen und zuvor noch sehen. Beistand der Armen, das ist mehr als Armenpflege. Gewiss sind die Taten, um die es dort geht, die "Werke der Barmherzigkeit", von jeher elementar. Jesu Ortsanweisung lässt keine Flucht aus der Nähe in die Utopie zu. Aber Beistand in Nähe muss nicht in Pflege stecken bleiben, kann auch auf die Sprünge helfen, und mit Gehbehinderten zu tun zu haben, ist noch kein zureichender Grund, selber stationär zu werden.

In unseren Tagen hat die Lateinamerikanische Befreiungstheologie ihrer alten Orts- und Handlungsanweisung neue Konturen und neue Brisanz gegeben. Unter der Losung "Option für die Armen" hat sie der Kirche und sich selbst einen radikalen Standortwechsel zugemutet, eine leibhaftige Umsiedlung zu den Armen, Unterdrückten, Teilnahme an ihrem Befreiungsprozess. Option für die Armen sei "ein neuer Name, eine moderne Bezeichnung für die altbekannte Caritas, die tätige Nächstenliebe," heißt es³, der ihren gesellschaftlich-politischen Charakter herausstreicht. Imitieren können wir die lateinamerikanische Option für die Armen nicht, wohl aber kann sie uns anstacheln, in der alten Ortsanweisung der Diakonie, Beistand der Armen zu sein, neuen Sprengstoff zu entdecken.

Warum und wozu Diakonische Theologie? Meine erste Antwort ist also: damit Theologie an einen anderen Ort gebracht wird. Diakonische Theologie ist eine Theologie, die den Weg der Diakonie zu den Armen mitgeht.

³ vgl. C.Boff, J.Pixley,Die Option für die Armen, 1987.

Warum dort Theologie?]

Was aber soll denn dort, im Umgang mit den Armen, eigentlich Theologie?

Machen wir es uns mit der Antwort nicht zu leicht. Gewiss gibt es diakonische Tätigkeitsfelder, wo sozusagen von Amts wegen Theologie veranstaltet wird. Wahrscheinlich wird es in Zukunft bei Ihnen nicht anders sein als bei uns, dass ein guter Teil der DiakonInnen nicht in solchen Bereichen tätig wird, zeitweise überhaupt nicht bei Kirche oder Diakonie. Und wenn wir Theologie, wie wir so gerne sagen, integrieren und nicht einfach aufsetzen wollen, wo wird denn das von der Sache her gefordert und plausibel, so dass Theologie nicht dann doch im professionellen Rückzug auf sozialarbeiterische Fachlichkeit später wieder abfällt? Und schließlich: sind nicht die Armen an Mitteln, an Körper und an Geist, mit denen Diakonie es tatsächlich zu tun hat, für Theologie denkbar schlechte Kunden, geschweige denn Produzenten? Lassen Sie uns lieber gründlich fragen: *gibt es in diesem Beruf etwas, was nach einer theologischen Sprache verlangt? Wie könnte sie aussehen? Wie sich entwickeln?*

Ich versuche, nach und nach Elemente einer Antwort zusammen zu tragen, noch wichtiger aber ist mir, diese Frage an sie weiterzugeben. Wenn es sich beim "Dienen" der Diakonie nur um Versorgung, Regelung und Verwaltung handelt, also einen mehr technischen Umgang mit dem Leben, dann ist es in der Tat kaum der Theologie bedürftig, geschweige denn trüchtig. Allenfalls mag sich eine Helfer-Theologie nützlich machen als geistliche Auf- und Zurüstung der Mitarbeiter, um durchzuhalten in einer aufreibenden Arbeit mit wenig sichtbarem Erfolg und spärlicher Anerkennung. Vor Ort selbst ist dann kein Tatort, erst recht kein Fundort von Theologie. Und zu Recht wehrt sich Fachkompetenz gegen Überschwemmung mit missionarischen Theologie-Importen, nach denen vor Ort keine Nachfrage besteht.

Anders ist es um das Verhältnis von Theologie und "Option für die Armen" bestellt. Diese Losung meint ja nicht selbstlosen Liebesdienst oder fachliche Dienstleistung, sondern Solidarisierung mit dem Befreiungskampf eines unterdrückten Volkes, das sich in Basisgemeinden organisiert und in einer Befreiungstheologie eine neue Identität, ein neues Selbst- und Kampfbewusstsein gewinnt. Das macht es aber auch schwierig, sie auf unsere Verhältnisse zu übertragen, wo sich Armut in Einzelschicksale ohne kollektiven Zusammenhang verflüchtigt und der krasse gesellschaftliche Zwiespalt von Herrschern und Beherrschten, von oben und unten durch Zwischenschichten durchsetzt ist. Skeptisch bin ich auch gegenüber jeder Beschwörung des "Volkes" als eines einmütigen, militanten Kollektivs. Das "Volk" kann auch nach unten ausschlagen. Vor allem erkennen wir schwerlich in den Armen, denen wir in der Sozialarbeit begegnen, zum Aufstand willige und fähige Unterdrückte wieder. Gewiss kann diakonische Theologie, wenn sie dem Evangelium, dh. doch der Befreiungsbotschaft gemäß ist, nur eine Befreiungstheologie sein. Aber ich denke, wir tun gut daran, statt in Losungen einzustimmen, die in anderem Kontext stimmen, einen eigenen Ausgangspunkt zu markieren, der näher bei unseren Verhältnissen liegt; vor allem sollten wir Armut und Arme nicht idealisieren. Im Elend zu leben, lässt die Menschen nicht ungeschoren. Im Umgang mit den Armen stößt Diakonie, meine ich, massiert auf das, was Christoph Blumhardt den "Schaden im Leben" genannt hat, das "stille Unvermögen, eigentlich zu leben"⁴ Dazu Bd.I,S.11: "auch sonstige unheilbare Krankheiten, die mehren sich in den Verhältnissen und Zeiten, in denen man den Geist verliert"., und die Gewöhnung an das Elend ist dort mehr zu Haus als die Rebellion. Gewiss hängt dieser Schaden im Leben der einzelnen damit zusammen, dass mit der Verfassung der Gesellschaft im ganzen und ihrem "Geist" etwas nicht stimmt. Was sich als Schaden im einzelnen Leben kundtut, ist Beschädigung, und die ihnen angetane Beschädigung setzen Menschen in der Regel auf ihre Art fort. Schadensbegrenzung und -regulierung kommt gegen dieses Unheil nicht an; sie sucht

⁴ Andachten, Reden, Briefe, hg.v. J.Harder, 1978, Bd.II, S.10. Dazu Bd.I,S.11: "auch sonstige unheilbare Krankheiten, die mehren sich in den Verhältnissen und Zeiten, in denen man den Geist verliert".

aus der Normalität herausgefallene Menschen im System sozialer Sicherung auf einer Kriechspur zu stabilisieren, und selbst das gelingt selten genug. Auch Solidarisierung allein wird den Schaden nicht beheben in dem brüchigen Leben, wenn der Mut und die Freude zu sein gebrochen sind, wenn Menschen aus Lebensangst und -leere in Krankheit, Drogen oder Gewalt flüchten. Um den Schaden selbst anzugehen und zu heilen, *"da brauchen wir"* - so Blumhardt - *"etwas Nagelneues in die Welt hinein, nichts Geringeres als die Auferstehung...Wir ahnen, was das ist; aber wir haben es nicht. Und das wird das Gegengewicht sein gegen den Schaden in unserem Leben."* Dann steht im Umgang mit den Armen selbst, in deren persönlichem Elend sich gesellschaftliche Misere auswirken, das geistliche Leben - ich sage lieber: das Leben des Geistes - auf dem Spiel.

[Thema]

Ich bin nun dabei -unter dem Stichwort Geist - zu benennen, was denn "vor Ort", im diakonischen Umgang mit den Armen, Theologie herausfordert, was dort Thema ist. Geist - das ist der Bibel nach Leben, aber nicht einfach das Leben, das da ist und abläuft, sondern das Leben im Ursprung, das belebt, lebendig macht. Geist ist belebender, lebensschaffender Impuls, Schöpfermacht. H e i l i g e r Geist, das ist Gottes Geist, der nicht nur in Unbelebtem Leben schafft, sondern sich dem Tod widersetzt, dem angerichteten, zugefügten, der Auferweckung und Auferstehung, Aufruhr und Aufstand wirkt. Heiliger Geist tritt ein in eine Welt, die mit ihrer Weise zu leben und nach Leben zu greifen, den Tod zur Herrschaft gebracht hat. Leben gegen den Tod, das ist das Wesen des Geistes, und das ist das auch das tiefste, gründlichste Thema von Diakonie und diakonischer Theologie.

Das regulierte Leben - man kann es auch das normale oder das bürgerliche nennen - behauptet sich durch Ausweichen und Ausgrenzen gegenüber dem brüchigen Leben. Selbst kraftlos, sucht es sich vor der Gefährdung zu bewahren und wird selber gefährlich: aus seiner inneren Ohnmacht rührt auch seine Gewalt, legalisiert, normalisiert, Gewalt in der Verteilung von Lebenslagen, Lebenschancen und Lebensmitteln. Geist - belebendes Leben - ist dieses normale, reiche, regulierte und regulierende Leben nicht. Sich dem Drama des Geistes entziehend, wirkt es selbst mit am Tod. Diakonie, die sich in der Regulierung des Lebens erschöpft, verfehlt ihr eigentliches Geheimnis, den Geist. Der Geist riskiert es, sich dem Tödlichen zu stellen, und das kommt auch Gottes Geist beileibe nicht leicht an. Jesu Weg im ganzen ist ein solcher Einsatz für das Leben gegen den Tod, hautnah in das Elend der Menschen, in den Streit mit denen, die die Abgrenzung vollziehen. "Leben retten" heißt dafür seine galiläische Formel, die in Jerusalem dann auf die Machtprobe gestellt wird; dorthin dringend, wo die Gewalt sitzt, wo - wie üblich - Religion und Gewalt sich paaren.

So ist das Leben des Geistes nicht eitel Jubel, auch der Geist ist in Passion. "Der Geist kommt unserer Schwachheit zur Hilfe", heißt es bei Paulus. Aber wie? dass er eingreift von oben, souverän, so wie wir gern den Herr-Gott haben und selber als Helfer sein möchten? Nein, indem auch er, so geht es bei Paulus weiter, noch durchdringender mit der ganzen Schöpfung schreit und stöhnt (R 8,6). Und auch die Passion Jesu endet ja erst mit seinem Todesschrei. Diakonie, die den Weg Jesu weitergeht und den Armen beisteht, kann sich nicht als ein properer Service im Reparatursystem der Gesellschaft anbieten, sich in technischer Distanz aus den Strukturen, die Menschen zugrunde richten, heraushalten und sich die Betroffenen vom Leibe halten. Sie muss sich wohl oder übel in die Todeszonen unserer Zeit trauen, dahin, wo Menschen ums Leben gebracht werden, um dort - in Mitleidenschaft - dem Leben zu dienen. Wenn Diakonie es mit solchen Vorgängen zu tun hat, die an die Nieren gehen, wo es nicht beim souveränen Eingriff der Helfer bleibt, wo Schwächen und Stärken, Tödliches und Belebendes, Ohnmacht und Kraft im Wechsel liegen und zwischen den Personen wandern, dann könnte diakonische Theologie im Prozess selbst am Platze sein: als geschultes Hinsehen, Wahrnehmen - Einsehen, was geschieht, zunächst - als Annahme von Ohnmacht und unverzagtes Trachten nach Überwindung, nach Heilung und Wandel sodann.

Was Diakonische Theologie, die vor Ort erwächst, zuerst und vor allem auszubilden hätte, nennen ich am liebsten *Spürsinn*, Sinn für die Spuren des Geistes. Diakonische Theologie soll also dazu dienen, in zerstörerischen menschlichen Verhältnissen feinfühlig und scharfsinnig den Geist aufzuspüren, der Leben schafft. Christoph Blumhardt hat dies in einer anderen Formulierung tiefsinnig ausgedrückt: *"Wir müssen Forscher sein, eigentümliche Forscher. Wir forschen unter dem Leben der Menschen nach der Erscheinung des Segens"*⁵.

Warum hat es der Geist nun eigentlich mit den Armen?

Herleiten lässt sich das kaum, nur deuten. Es scheint schlicht die "Option" des Gottes der Bibel zu sein, nicht mit den stärkeren Bataillonen der Reichen, Mächtigen und Gerechten zu paktieren, sondern mit den Bedrängten sein Leben zu teilen. "Den Armen dienen" heißt dann vor aller Funktionalität, ihnen die beschädigte und doch gebührende Ehre zu erweisen, sie als Gottes Teilhaber zu würdigen. Er lässt sein Reich, ob uns das nun passt oder nicht, bei den Ausgeschlossenen anbrechen und nicht bei denen, die sie mit ihrer Art zu leben vom Leben ausschließen. Vielleicht, weil nur von den Ausgegrenzten aus, nicht den Ausgrenzenden her das Heil ein ganzes werden kann. Das Vorrecht auf den Geist gründet gewiss nicht in Idealisierung der Armen, sondern darin, dass sie Bedürftige sind, des zum Leben Notwendigen beraubt, die sein Leben brauchen. Das besteht auch, aber nicht nur, in Lebensmitteln, die sich verabreichen lassen; darüber hinaus in Heilung: dass Ablebende aufleben, dass Erniedrigte sich aufrichten, dass Ohnmächtige Macht gewinnen. Bei den Armen stellt sich, was auf sachte Weise Leben rettet, der Machtprobe mit dem, was auf handgreifliche Weise Leben zerstört.

Dabei wird - das zeigen Heilungsgeschichten Jesu prägnant - nicht einfach von außen und oben eingewirkt, da geht der Geist ein Bündnis ein mit dem, was ihm von innen und unten entgegendrängt, mit dem notgedrungenen, elementaren, ja wilden Verlangen der Bedrängten nach Leben. Der Geist findet darin sein Verlorenes, sozusagen seine irdische Wurzel wieder. Nicht genug, wenn Diakonie Menschen, die um ihr Leben schreien, versorgt und wohlwollend interpretiert; genug erst, wenn sie selber Lärm schlägt fürs Leben. Kirche wird manches nicht mehr als störend empfinden, wenn sie selber stört.

Es ist auffällig, wie die Bibel, besonders das Neue Testament, von Arme-Leute-Geschichten wimmelt - wenn man sie einmal als solche liest und nicht nur als Heldentaten Jesu. Da wird ein blinder Bettler gelobt und verewigt, weil er aufschreit, als ginge es nicht um Almosen, sondern um sein Leben; da wird den scheinbar Ohnmächtigen, dem Bartimäus wie der unverschämten Frau, die sich selber ihre Heilung holt, die Macht des Glaubens zugesprochen, die heilt. Das ist zugleich ein Modell für eine Diakonie der Macht, die Macht nicht nach oben akkumuliert, sondern unten weckt. Da löst ein halb verhungertes Tunichtgut, der mit fadenscheinigen Motiven nach Hause zurückkehrt, den ganzen Jubel wiedergefundenen Lebens aus, während sein ordentliches Gegenstück sich griesgrämig als Knecht des Lebens entpuppt. Zugleich eine Mahnung für alle Diener, dass nicht Aufopferung, sondern Freude an Mitmenschen die Essenz des Dienens ist. Noch einen anderen Grund sehe ich, warum es der Geist mit den Armen hat. Wir bekommen uns selbst und die Gesellschaft, die wir mit aufrechterhalten, nicht zu Gesicht, solange wir mitmischen; die Selbsttäuschung weicht erst, wenn wir in den Schatten treten, den wir werfen. Die selbstgefälligen Täuschungen einer sozialen Marktwirtschaft weichen erst, wenn wir unter ihre Opfer geraten. Hermann Steinkamp, ein katholischer Diakonie-Theologe, nennt dies: mit den Augen der Armen sehen lernen, und meint damit vornehmlich, unserer Verstrickung in weltweite Unrechtszusammenhänge bewusst zu werden; uns nicht in der Rolle des barmherzigen Samariters, sondern der Räuber zu sehen.⁶ Diakonische Theologie braucht den Ort der Armen, um die Welt von

⁵ a.a.O. Bd.II, S.87f.

⁶ H.Steinkamp, Alphabetisierung in der ersten Welt - Gemeindediakonie und Basisinitiativen, in: U.Kleinert, Hg., Mit Passion und Profession. Die Zukunft der Gemeindediakonie, 1991.

unten zu sehen. Zu gefügig ist soziale Arbeit meist bemüht, Menschen in das Gefüge, aus dem sie herausgefallen sind, wieder einzufügen. Aber Jesus hat ihr mit der Menschennähe, die leicht kurzsichtig machen kann, auch eine ortsspezifische Weltsicht vermacht. Diakonische Theologie braucht die Nähe zu den Menschen am Rande auch dazu, das Gefüge von seinem Rande aus in Frage zu stellen. Das Naheliegende zu tun, aber darin das Gründliche zu wollen, diese Verbindung von Konkretheit und Radikalität hat Jesus der Diakonie vermacht. Heilende und politische Diakonie, Fürsorge und Parteinahme für Verdrängte, Missachtete und Misshandelte, sind nicht gegeneinander auszuspielen, sie stehen im Zusammenhang des einen Geistes, der auferweckt: aufrichtet und aufstehen lässt. Beistand der Armen zu sein, heißt mehr und anderes als Abspeisung der Armen, worauf Diakonie sich im sozialstaatlichen System sozialer Sicherung nur zu leicht beschränken lässt; mehr als Stabilisierung auf einer Kriechspur. Es heißt auch Beteiligung am Aufstand der Armen, der - so ist mehr zu hoffen als zu fürchten - uns ins Haus steht. Dazu mehr in Teil II.

Diakonische Theologie als Theologie von unten wird noch einen ungewohnten Schritt tiefer gehen müssen. Noch ist uns der Widerspruch kaum bewusst zwischen einer diakonisch-humanen Ethik des Dienens und einer ökonomisch-subhumanen Praxis der Ausbeutung anderer Lebewesen. "Alles hast du unter seine Füße getan" (Ps 8,7), das ist das Motto einer verhängnisvollen Theologie von oben, die der diakonischen Losung "dienen, statt herrschen" zuwiderläuft. Diakonische Theologie wird bei dem zu stehen haben, was wir mit Füßen treten, in unseren misshandelten Mitgeschöpfen die allergeringsten unserer Brüder und Schwestern zu entdecken haben, damit Diakonie dem Leben im ganzen, nicht nur dem menschlichen dient. Dies ist aber ein eigenes Thema und zu gewichtig, um hier mit abgehandelt zu werden. Ich habe bisher etwas zum Warum und Wozu Diakonischer Theologie gesagt und auch umrissen, was sie herausfordert, was für mich ihr Ort, ihr Thema und ihre Sichtweise sind. Ich komme nun auf ihre Sprache zu sprechen.

Manche Diakone halten die innerkirchliche Kompromissformel "Wort u n d Tat " für eine große Errungenschaft. Sie fixiert aber eine verzerrte Arbeitsteilung .Sie tut so, als seien Diakone stumme Diener, die wortlos ihren Dienst verrichten, Suppe austeilten oder den Rollstuhl schieben; als gehörte das Sprechen nicht unabdingbar zu ihrem Tun. Oder ist gemeint, dass sie ö f f e n t - lich, im Gottesdienst etwa, den Mund halten und zu halten haben, weil Pastoren dort das Sagen haben? Mich stört an dieser Aufteilung übrigens nicht nur, dass sie auseinanderreißt, was in jedem Dienst an Menschen zusammengehört, sondern dass sie ein Drittes bezeichnenderweise ganz unterschlägt : das Essen, um im Bild der Symbol-Handlung des Brotbrechens zu bleiben, aus der Diakonie als Dienst zu Tisch ja herkommt, das Aufnehmen in Schweigen und Ruhe, das Spüren. Wer das übergeht, holt das Verpasste weder durch rastloses Reden noch Werken ein. Eine Diakonie, in der die Macher und Redner dominieren, verliert das Geheimnis, aus dem sie sich speist.

Nicht nur, dass bei Jesus die Verkündigung des Gottesreichs und die Heilungen zusammenhängen, auch die Heilung selbst ist ein Geschehnis, das Wort und Wirken verbindet. Und zwar macht das Wort Jesu in prägnanten Szenen nachträglich aufmerksam auf etwas, was in der Erinnerung unterschlagen werden könnte und was festzuhalten von Bedeutung für die Zukunft ist: dass es nicht die Übermacht des Wundertäters ist, die heilt, sondern der Glaube, diese seltsame Macht der Ohnmächtigen selbst. Noch bei Lukas gehören zum Wort der Apostel erstaunliche Taten, auch wenn jetzt schon in einer vergrößernden Zu- und Nachordnung die Heilungen mehr Machttaten zur Beglaubigung sind als Heilstaten, in denen sich die Gottesherrschaft verwirklicht. Umgekehrt wurzelt die Diakonie nicht nur in der Zuwendung Jesu zu den Armen, sondern auch in der Zusage des Gottesreichs - das ist mehr, als Armen- und Sozialhilfe je zu bieten haben. Zum Dienen, das nun nicht mehr den Oberen, sondern den Unteren gilt, gehört auch die Proklamation einer neuen Ordnung, in der nicht mehr geherrscht, unterdrückt und Gewalt geübt wird, in der nicht die Profilierungssucht leitet. Zu der annehmenden Liebe gehören auch Bekenntnis und Absage: "ihr könnt nicht Gott

dienen und dem Mammon", also auch nicht einem System, das in der Kapitalakkumulation seinen Sinn hat. Zu dem sanftmütigen Weg der Passion gehören auch die aggressiven Worte, die die uralte menschliche Gewalt- und Mordgeschichte aufdecken. Gewiss beruht das Reich Gottes nicht auf Worten, sondern auf Kraft, und die ist tätig, aber Worte greifen auch über Taten hinaus, geben ihnen einen weiterreichenden Sinn, greifen schon an, wohin Taten nicht reichen. Sie merken schon, ich plädiere nicht nur für das Gespräch, das man der Diakonie leicht zubilligen wird, sondern auch für die öffentliche Rede, in der Kirche und über sie hinaus. Jesus ist nicht nur als Arzt der Schwachen aufgetreten, auch als Streitredner, der die Machthaber zur Rede stellte, und dies auch und gerade in diakonischen Szenen. Denken wir etwa daran, wie er dem Menschen mit der atrophierten Hand, eine Randfigur in der Synagoge, in den Mittelpunkt stellte und für sein Lebensvorrecht gegen die die Wächter der sakrosankten Ordnung stritt.

Ich denke, es sind mindestens zwei Dinge, die zur Sprache drängen. Zu sprechen ist von dem, wovon wir leben und worunter wir leiden, was im Zwischen geschieht, mit uns und den Menschen in Not, was gegen den Tod belebt, um es uns selbst ins Bewusstsein zu heben und anderen einen Fingerzeig zu geben. Not von Menschen ist ja nicht nur Störung des Normalen, das wiederhergestellt werden soll: auch nicht nur Aufforderung an potente Helfer zuzugreifen; sondern auch ein Ort, wo wir selbst, an einer Bruchstelle des Lebens, es gründlicher und helllichtiger erfahren können als im gleichmäßigen Fluss. Zu sprechen ist auch von dem, das Leben zerstört, als Fürsprache für die, deren Leid wir erfahren. Man mag das eine - mit großer Vorsicht - Mission nennen, das andere den Protest. Die Redeweise wird entscheidend sein: ich möchte vorschlagen, dass wir das erste, das heimliche Wirken des Geistes, einander leise sagen lernen und das andere, das öffentliche Unrecht, laut; und nicht umgekehrt, wie es in der Regel geschieht. Zu der leisen Sprache will ich später noch etwas sagen; ins Evangelium und in die Diakonie gehören aber auch die lauten Schreie, gehört auch die freche Rede der dreisten Witwe, die dem ungerechten Richter zusetzt, gehören die Streitgespräche und die Weherufe Jesu, gehört die prophetische Anklage des Unrechts. Nach Wichern haben die diakonischen Berufsarbeiter "ebenso in die praktischen Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens sich zu mischen, als sie das Wort als Schwert zu führen" haben⁷ Also geht es nicht nur um eine Diakonie mit Liebe, sondern auch um eine Diakonie mit Biss. Der Geist, der lebendig macht, ist auch ein streitender Geist.

[Struktur]

Dieses Plädoyer für eine leise und eine laute, eine sanfte und eine streitbare Sprache der Diakonie will ich nun - im Blick auf ihre Struktur - doch noch einmal relativieren. Wir identifizieren Theologie zu schnell mit Reden oder Schreiben. Ihre Wurzel ist das nicht. Auch "logos" ist nicht nur Sprache, nicht nur bestimmende Vernunft, auch vernehmende Wahrnehmung. Noch deutlicher macht dies das alte Verständnis der Theologie nicht so sehr als Wissenschaft (scientia), sondern als Weisheit (sapientia). Sapere heißt schmecken, einer Sache auf den Geschmack kommen, und Weisheit ist eine Kunst, Wege aufzuspüren ins Leben. Für beides, aufnehmen und ausfindig machen, gebrauche ich das Wort "**spüren**". Noch einen Schritt weiter vom Ursprung weg liegt das Schreiben. So rührt doch die ganze christliche Theologie, eine uferlose Buchproduktion, von einem Menschen her, der keine einzige Schrift verfasst hat und dessen Reden sich durch knappste Pointierung, nicht durch Länge auszeichneten; und sein Leben endete nicht mit einem Testament, sondern mit einem Schrei.

Ein Student hat mich auf eine biblische Szene aufmerksam gemacht, die drastisch verdeutlicht, dass Spiritualität spüren heißt: es ist Bileams Eselin, die die Gegenwart des Engels spürt und innehält, während der Seher nichts sieht und stumpfsinnig auf sie einschlägt,

⁷ Über Dilettantismus in der Inneren Mission, Sämtliche Werke Bd.I, S.85.

um weiterzukommen (4. Mose 22). Ich habe deshalb in meinem Verständnis diakonischer Theologie dem Reden und Schreiben das Spüren vorgeordnet. Nun, auch der Eselin wird darauf der Mund geöffnet, und Diakone sollen nicht nur stumm spüren, sondern sprechen lernen. Ich nenne das zweite Element Diakonischer Theologie "**ausdrücken**", wobei ich die Komponente Druck, Nachdruck mitgehört haben möchte. Ich ordne nämlich bewusst der Begriffssprache der Theologie, die sich abstrahierend über die Dinge stellt und ihnen nur zu leicht den Zauber und den Dampf nimmt, der in ihnen steckt, eine dynamische Sprache vor, die Gespürtes zum Ausdruck bringt, die Sprache der Betroffenen. Nur wenn DiakonInnen diese Sprache teilen, Nuancen merken und sie nicht im eigenen Fachjargon verschlucken, können sie Fürsprecher werden statt Vormünder. Merken, wie der Geist aus den Armen spricht, Wortloses feinfühlig zur Sprache bringen, einzelnes gezielt in Zusammenhänge stellen, das wird zu einer Sprachschule Diakonischer Theologie gehören. Da ist ein Faden durchzuhalten vom Ausdrücken - der vor Ort inspirierten Sprache - und dem, was ich "**vorbringen**" nenne, das verarbeitete Weitersagen und - schreiben nach außen; da ist darauf zu achten, dass über der unerlässlichen Reflexion das Eindrückliche und Nachdrückliche bewahrt wird und nicht in Wissenschaft verpufft. Wir können das üben im Erzählen von Geschichten, die uns nahegehen, abgehoben vom Alltagsgerede, zu dem auch Sozialpädagogen neigen; im Schreiben von "Kleinliteratur", dem nicht die hohe und verfremdende Schwelle eines unüberschaubaren Publikums entgegensteht: Tagebücher, Briefe, Gedichte, Besinnungen, Essays. So haben wir seit einiger Zeit im "Boten", dem Mitteilungsblatt der Rauhäusler, eine Rubrik "Diakonische Theologie" eingerichtet, und siehe, es regt sich etwas! Dialogische Strukturen, eine Kultur des Dialogs, die gegen den Sog der Geschäfte Rückhalt, Austausch und Anstoß bietet, müssen allerdings, so scheint mir, unter DiakonInnen erst erwachsen. Diakonische Theologie wird eine dialogische Theologie sein, worin wir unter der Vorherrschaft monologischer Muster noch kaum Übung haben.

"Vorbringen" heißt aber auch, Unrecht, zerstörerische Strukturen, die im Elend halten, aufzudecken und anzugreifen, in den eigenen Einrichtungen, den wirtschaftlichen Mechanismen und dem staatlichen Rahmen. für diakonischen Protest sollte im politischen Streit nicht das spezifisch sein, dass er, aus Rücksichtnahmen balancierend, Dinge und Täter nicht beim Namen nennt, sondern dass er die Übel von dorthin aufdeckt, wo sie treffen, am leibhaftigen, noch nicht zu Statistiken neutralisierten Leid, und dass ihm abzuspüren ist, dass ihm nicht um Einflussphären der eigenen Institution, sondern am Lebensrecht konkreter Menschen gelegen ist. Ich schließe diese Anmerkungen zu Sprache und Struktur Diakonischer Theologie mit einigen Fragen für Sie und mich ab, die vielleicht auch für den Fortgang dieser Fachhochschule von Belang sind: *Sind unsere Kirchen, unsere Diakonenschaften, unsere Ausbildungsstätten, unsere Einrichtungen Sprachschulen, wo Gottes Kinder sprechen lernen können, auch von Gott und von Gottes Geist, in eigener Sprache, nicht der gestanzten der Theologen; wo sie auch ins Stottern geraten können, ohne dass ihnen ein Besserwisser ins Wort fällt? Lernen sie hier sprechen in der Aufmerksamkeit auf die Gegenwart des Geistes oder unter dem Wiederholungszwang der Tradition? Lernen sie in ihrer Arbeit eine eigene Sprache miteinander zu entwickeln in der Achtsamkeit auf Gottes Spur, oder verfremden sie sie und sich im sozialwissenschaftlichen Kauderwelsch? Wird dort konkrete, freche Sprache, die den Druck von unten bis in die Leitung bringt, geübt oder ausgetrieben?*

II. Ausbildung Diakonischer Theologie

Ich bin damit schon in den Gegenstand meines zweiten Teils, Ausbildung Diakonischer Theologie, hineingeraten. Wichtiger als das, was leichter auszubilden ist: Vorräte an Wissen und Programmen, ist etwas, was kaum auszubilden ist, eigentlich nur s i c h ausbilden kann: Sinne. Sinne, die unter dem Druck beruflicher Realitäten allzu leicht verkümmern oder

verstopft werden. Ich nenne, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, drei: **Spürsinn, Scharfsinn und Eigensinn**. Wenn wir sie auch in einer Ausbildung schwerlich erzeugen können, so können wir ihnen doch günstige Wachstumsbedingungen bieten.

Mit "Scharfsinn" suche ich das zu fassen, was Wissenschaft auszeichnet. Meine Skepsis und die polemischen Spitzen, die ich stellenweise eingestreut habe, richten sich gegen das Spiel Wissenschaft; gegen ihre Absetzbewegungen von den Orten, wo Leben auf dem Spiel steht, wo es zerbricht, zerbrochen wird und ums Heilwerden ringt; gegen die Vogelperspektive von oben, gegen die hohe Schule der Verschlüsselung und Prestigebildung durch Fremdsprache, auf die - konservative oder kritische - Attitüde der Wissenden ohne die Probe des Handelns. Natürlich hat Wissenschaft auch einen für eine soziale Ausbildung unverzichtbaren Kern: genau zu sein, statt ungefähr; zu prüfen, statt zu übernehmen; zu argumentieren, statt nur zu behaupten; zu analysieren, statt nur Positionen zu beziehen; zusammenhängend zu denken, statt in Einzelheiten stecken zu bleiben. Scharfsinn ist nötig, um "trugvolle Rede und böses Treiben" zu durchschauen und aufzudecken, wie es in den Sprüchen Salomos heißt (8,1). Wir haben in unserer Zeit die Grundformen der Sünde, der Missachtung und Misshandlung von Leben nicht erfunden, die Lüge, den Diebstahl, den Mord. Aber wir haben Industrien aus ihnen gemacht, der Täuschung, des Raubs und der Gewalt, die einhergehen in den Sprachgewändern von Religion, Wirtschaft und Politik. Es gehört Scharfsinn dazu, nicht nur sie kenntlich zu machen, sondern auch ihre Wurzeln und unsere eigene Verwicklung in sie.

Dennoch möchte ich nicht Wissenschaft, nicht aufdeckende Analyse zum Leitfaden für das Ganze der Ausbildung machen. Auch für eine diakonische Theologie ziehe ich etwas vor, was nicht so reinlich auf Abgrenzung in Disziplinen, auf gesicherte Erkenntnis im eigenen methodischen Rahmen, auf das im Abstand zum Objekt Feststellbare beschränkt ist wie Wissenschaft, nicht so verbissen und oft missmutig dem verhaftet bleibt, was sie kritisiert : das Leitbild "**forschen**". Ich meine es in dem entgrenzten, nicht nur in die Weite, auch in die Tiefe drängenden Sinn, wie Paulus es 1.Kor,10 formuliert hat: "Der Geist erforscht alle Dinge, auch die Tiefen Gottes". Dazu, um an den Bruchstellen des Lebens dem auf die Spur zu kommen, was lebendig macht, dem Geist, Gott selbst, dazu gehören Grenzüberschreitung, Selbstversuch und eine Leidenschaft zum Abenteuer Leben.

Diese Offenheit, Eindringlichkeit und Findigkeit des Forschens fasse ich als Spürsinn zusammen, Achtsamkeit auf die Spuren des Geistes im Miteinander der Menschen, im Kleinen wie im Großen, aber auch nach innen gerichtet. Diese Sinne sind in Lärm und Hast am ärgsten verkümmert. Es sind Fühler in das Dunkelfeld der Schöpfung, aus dem uns das, was wir zur Welt bringen, erst einfallen und anrühren muss. Spürsinn ist die Fähigkeit, in-nehalten und aufzunehmen, zu schöpfen. Ein Werk der Schöpfung, dh. ein Werk, das lebendig macht, wird unser Wirken nicht dadurch, dass wir die Mühe mehren, auch nicht dadurch, dass wir Recht haben. Was es vom Machwerk unterscheidet, ist der Keim des Lebendigen in ihm , und der kann nicht gemacht, nur empfangen werden. Leben zu bringen an das Tote in uns und um uns, das wird uns ohne das Schöpfen nicht gelingen. Es ist keinesfalls nur das Getriebe der Welt, das diese Fähigkeit ausschaltet, es sind nicht minder das diakonische Ethos und die institutionellen Erwartungen des rastlosen Wirkens, es sind nicht minder die Betriebsformen unserer Andachten und Gottesdienste, und es ist sehr darauf zu achten, wieweit die Lern- und Lehrformen der Ausbildung diesen Sinn wach halten oder abgewöhnen. Man kann den Spürsinn auch in Stoff ersticken, auch in biblischem. Und der rechthaberische und herrische Zug in Religion ist geradezu darauf angelegt, Gewohnheiten und Gehorsam einzüben, statt Fühler auszubilden. Noch so gutgemeinte religiöse Monokulturen, geistliches Leben unter Anpassungsdruck verstopfen den inneren Sinn. Spürsinn hat Freisinn zur Voraussetzung, das Sich-Bewegen in Auseinandersetzungen, in denen die Geister aufeinander platzen. Spürsinn zum andern auch nach außen gerichtet. Wissen und Methodik sind Hilfsmittel, ein vielleicht nutzbares Repertoire von Leitlinien und

Routinen, sind Zurüstungen; vor Ort, im Geschehen selbst, reichen sie nicht, wenn im Ernstfall des Selbstversuchs der eigene Lebensmut, der Glaube, auf die Probe gestellt wird vom Ausmaß der Zerstörung, wenn Liebe mächtiger werden soll als Widerwille und Angst um sich selbst, wenn Hoffnung mehr werden soll als leichtlebiger Optimismus, nämlich Wahrnehmung konkreter Lebenschancen und Weckung von Lebensimpulsen. Vorrat reicht dann nicht, dann ist Geistesgegenwart gefragt, Spürsinn, der Spuren des lebendig machenden Geistes in Mitleidenschaft auszumachen und mit ihnen mitzugehen weiß. Er ist Fähigkeit, aus Menschen, selbst ihre fix erkennbaren Mängel festzulegen, sondern das tiefere Geheimnis Gottes, die verborgene Schönheit der Gotteskinder in ihnen zu entdecken. Sie setzt voraus, dass Schüler oder Studenten selbst so wahrgenommen und geachtet werden, dass wir die erkennen, die wir ausbilden, dass wir ihre Eigenbewegungen herausfordern und aufnehmen. Auch dass sie nicht untereinander in Konkurrenzdruck getrieben werden und ihre gefährdete Identität durch harte Abgrenzungen befestigen, sondern angeregt werden, einander aufmerksam und vielschichtig wahrzunehmen.

Mit "Eigensinn" schlieÙlich meine ich nicht die individuelle Sprödigkeit von Autonomie oder Nonkonformismus, die sich dagegen sträubt, sich in eine Sache zu begeben und Bündnisse in dieser Sache einzugehen; sondern einen diakonischen Eigensinn, der das Gefüge von Organisationen und Gesellschaft vom Ort und von der Sache der Diakonie her, von dem Menschen am Rande und ihrem Lebensrecht her in Frage stellt, statt sich ihm, um einen guten Platz darin besorgt, zu fügen. Eigensinn für einen Willen, der doch auch in unserer zerstörerischen Welt am Werk ist, für Gottes Willen, der beharrlich das Leben will. Leitung wird in unseren Einrichtungen leider oft als Kontrolle nach unten und Balance nach außen geübt. Dann nimmt Leitung der Sache den Willen und dem Ausgleich die Sache, und Diakonie kann im Gefüge keinen öffentlichen Willen zeigen. Ich denke, dass Sie mit Ulfrid Kleinert eine gehörige Dosis Eigensinn bekommen haben, Engagement, das anzuecken riskiert. Natürlich gilt auch hier wie sonst, dass Eigensinn auch gegenüber Leitung geübt und von der Basis aus gegebenenfalls Druck in die Leitung gebracht werden muss. Verwalter der Welt werden sich immer finden, die sie irgendwie in Gang halten einschließlich der unvermeidlichen Reparaturen, Macher, die überall mitmischen, ohne etwas gründlich zu wollen. Was Diakonie an Seltenem zu bieten ist, ist ein Geheimnis, aus dem sie schöpft, und eine Spur, der sie eigensinnig folgt, ist Sinn für Gottes lebendig machenden Geist

III. Bereiche Diakonischer Theologie

Ich möchte nun im dritten Teil an drei diakonischen Bereichen verdeutlichen, wie Diakonische Theologie Gottes Geist aufspüren kann. Den ersten nenne ich

Miniaturen des Geistes. Damit meine ich schöpferische Prozesse im Kleinen, wie sie im Gegenüber zwischen Menschen passieren. Ich komme dabei an eine Grenze der Beschreibbarkeit in allgemeinen Begriffen. Es gibt dafür kein Modell, das als Programm oder Methode dienen könnte. Gerade deshalb ist es ja wichtig, dass solche Geschichten, die vor Ort, in der Arbeit aufmerksam durchlebt wurden, weiter erzählt werden und ihrerseits die Aufmerksamkeit schärfen, wie wir die feinen Lebensbewegungen des Geistes erspüren und ihnen dienen können. Viele der Jesus-Szenen sind solche Miniaturen des Geistes, dialogische Prozesse des Heil-werdens. Da wird nicht nur versorgt oder bedient, da kommen die Kranken und Behinderten zum Zuge, wird ihnen auf die Sprünge geholfen. Es wäre reizvoll, jetzt eine solche Geschichte diakonisch auszulegen. Nur würde dann mein Vortrag noch mehr zerdehnt. Auch die schöne Beschreibung einer Berufspraktikantin, wie sie im Umgang mit einer türkischen Familie das respektlose Eingreifen wollen sein zu lassen und der Eigenbewegung des schöpferischen Geistes im Gegenüber zu trauen lernte, will ich deshalb jetzt nicht wieder-

geben⁸. Ich finde das, was ich mit Diakonischer Theologie in Miniaturen des Geistes meine, in dem wieder, was Etty Hillesum, eine Jüdin, 1943 dem täglich drohenden Tod entgegensetzte: *"Es ist das Schönste, was ich kenne: das Leben herauszulesen aus den Menschen... Wie groß ist doch die innere Not deiner Geschöpfe auf dieser Erde, mein Gott. Ich danke dir, dass du so viele Menschen mit ihren inneren Nöten zu mir kommen lässt. Sie sitzen ruhig und arglos da, sie reden mit mir, und plötzlich bricht ihre nackte Not heraus. Und auf einmal sitzt da ein verzweifelttes Häufchen Mensch und weiß nicht, wie er weiterleben soll. Und da fangen die Schwierigkeiten für mich erst an. Es genügt nicht, nur von dir zu predigen, mein Gott, man muss dich in den Herzen der anderen erst aufspüren. Man muss den Weg zu dir im anderen freilegen, mein Gott, und dazu muss man das menschliche Gemüt genau kennen... Es ist das einzige, auf das es ankommt: ein Stück von dir in uns selbst zu retten, Gott. Und vielleicht können wir mithelfen, dich in den gequälten Herzen der anderen Menschen auferstehen zu lassen..."*

"Das Leben herauszulesen aus den Menschen," dazu gehört auch für Etty Hillesum das Weitererzählen: *"Ich habe gern Kontakt mit Menschen. Mir ist, als würde ich durch meine intensive Aufmerksamkeit das Beste und Tiefste aus ihnen hervorlocken, sie öffnen sich mir, jeder Mensch ist für mich eine Geschichte, die das Leben selbst mir erzählt. Und meine Augen brauchen nur begeistert zu lesen. Das Leben vertraut mir so viele Geschichten an, ich werde sie weitererzählen müssen und sie jenen Menschen nahebringen, die nicht so unmittelbar aus dem Leben zu lesen vermögen."*⁹ Dass diese tapfere Frau es gelernt hat, in sich und andere "hineinzuhorchen", merkt man auch ihrer Sprache an. Bei den feinen Bewegungen des Geistes ist es wie bei der Liebe, wenn sie nicht bloß gemacht wird, sondern wirklich geschieht. Dann fangen wir an, beim Sprechen oder Schreiben über die Klischees der Sprache zu stolpern, die Einmaliges, Nuanciertes in platt Altbekanntes verwandeln, fangen an, auf die Worte zu merken. Sprache muss dann erst aus dem Schweigen geboren werden. Ich frage - nicht ohne Grund:

Räumen wir einander Räume ein, in denen solch stockende, tastende, leise Sprache gewagt und gehört wird? Haben wir über der Geschäftigkeit unserer Verrichtungen überhaupt noch Zeit und Aufmerksamkeit für das, was den lebendigen Kern der Diakonie ausmacht, solche Miniaturen des Geistes?

Ökumenische Reichweiten

Anwältinnen des bestehenden Gefüges lassen sich gern Diakonie gefallen, wenn sie sich auf solche Kleinstrukturen beschränkt und sich damit bruchlos als Reparaturdienst einfügen lässt. Der Systemtheoretiker Niklas Luhmann hat das geradezu klassisch so formuliert: *"Die Daseinsvorsorge wird von der Wirtschaft und ihrem Geldmechanismus besorgt; sie ist ein zentraler Antriebsfaktor gesellschaftlichen Wandels. Den Organisationen sozialer Hilfe obliegt eher eine "Daseinsnachsorge". Sie arbeiten an der Beseitigung von Problemfällen, die sich aus der Verwirklichung der vorherrschenden Strukturen und Verteilungsmuster immer neu ergeben. Es ist nicht ihre Sache, und überhaupt nicht Sache von Hilfe, sich eine Änderung der Strukturen zu überlegen, die konkrete Formen der Hilfsbedürftigkeit erzeugen"*¹⁰ Wenn die sogenannte Daseinsvorsorge durch Wirtschaft so funktioniert, dass Millionen Menschen auf unabsehbare Zeit ihr Subsistenzmittel entzogen und sie damit in Daseinsvorsorge gestürzt werden, wenn damit nur der Ernstfall des prekären Normalzustandes des Großteils der Bevölkerung eintritt, keinen Arbeitsplatz zu besitzen, so kriegt Diakonie alle Hände voll zu tun; nur soll es nicht ihre Sache sein, sich eine Änderung dieses Verteilungsmusters zu belegen und Zweifel am sozialen Charakter dieser Marktwirtschaft zu äußern. Sie soll die

⁸ H. Ihmig, Diakonische Ausbildung und diakonische Theologie, Pastoraltheologie 79.Jg., 1990/9

⁹ Das denkende Herz. Die Tagebücher von Etty Hillesum 1941-43, Rowohlt 1985.

¹⁰ N. Luhmann, Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen, in: Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit 1, Neuwied³ 1975.

Problemfälle beseitigen, die ihr die vorherrschenden Strukturen massenhaft und immer neu anliefern, nicht aber die Problemlagen angreifen. Das hieße, den Geist des Lebens an einen Mechanismus der Zerstörung zu ketten. Wenn Diakonie ihre Sache ernst nimmt und diakonische Theologie sie dazu anhält, so wird sie um des Lebensrechts der Armen willen einen solchen Frieden nicht schließen.

Diakonische Theologie muss die Reichweite des Geistes heute sogar noch weiter ausdehnen, gerade auch um ihres Nahbereichs willen. Schon unsere Gegenwart, erst recht die nächste Zukunft scheinen mir dadurch gezeichnet, dass wir - mehr und mehr - Weltprobleme im Nahbereich erleben. Das gilt nicht nur für das Armutproblem, sondern auch etwa für das Drogen-, das Umwelt- und das Gewaltproblem, und, wie der Club of Rome in seinem neuen Bericht aufweist, sind diese weltweiten Problemkreise untereinander zu einer "Weltproblematik" vernetzt. Ich will hier nur eines benennen. Seitdem die Mauern der Armenhäuser bersten, erreichen uns die Vorläufer einer gigantischen Flüchtlingswelle, die dem in der Welt etablierten Wohlstands- und Sicherheitsgefälle folgt. Mit Asyl hat diese Völkerwanderung, fast schon eine Landnahmebewegung, kaum mehr etwas zu tun, und der hartnäckige Versuch, die sog. "Wirtschaftsflüchtlinge" herauszufiltern, unterstreicht nur die Verkennung des Problems. Das weltweite Elend ist in Bewegung geraten, es stürzt uns jetzt buchstäblich ins Haus, und die panische Reaktion ist auf allen Ebenen, die Tür zu schließen. Kennzeichnend ist auch, dass sie mit hergebrachten, den neuen Dimensionen aber gänzlich unangemessenen Mitteln und Einstellungen angegangen und weniger gelöst als abgewehrt werden. Der Nationalismus, der mit neuem Prestige aus dem Zerfall der Zwangsimperien hervorgeht, ist für keines der globalen Probleme eine Lösung. In ihm lauert wie in allen kollektiven, ethnischen, religiösen oder übernationalen Egoismen im Rahmen einer sich verengenden Erde die Gewalt. Die Hoffnung auf die Marktwirtschaft muss trügen, wenn sie schon in ihren Stammländern nur eine selektive Effizienz erzielt und, wie sie es jetzt noch einmal drastisch vorführt, im Ernstfall die Gesundung der Betriebe mit der Ausbootung der Menschen erkaufte. Elend und Gewalt - sie kommen auf uns zu, und sie gehen auch von uns aus. All dies kommt auch auf die Diakonie zu. Wie geht s i e darauf zu?

Die Aussperrung der Armen wird sie guten Gewissens nicht mitvollziehen können, andererseits hat sie mit dem wachsenden einheimischen Armutspotential schon alle Hände voll zu tun. Karitativ ist ein Problem von solchen Ausmaßen nicht mehr zu bewältigen. Es lässt sich nur noch politisch lösen. Ich sage lieber "ökumenisch", denn die Polis der Christen war seit jeher eher die Ökumene, die bewohnbare Erde, als ein nationalstaatliches Gehäuse. Diakonie, die sich nicht mit einer punktuellen Betreuung von Betroffenen in ein groteskes Missverhältnis zu den weltweiten Dimensionen des Elends setzen will, kann nur noch ökumenisch sein. Wofür hat sie ökumenisch einzustehen? Sie hat, will sie ihrer Ortsanweisung treu bleiben, den Armen auch dann beizustehen, wenn diese sich nicht mehr gefügig aussperren und abspeisen lassen, sondern zudringlich werden. Sie hat auch dem A u f s t a n d der Armen beizustehen. Das könnte heißen, einer falschen Lösung des Problems im nationalen oder europäischen Interesse, die nur mit einem wachsenden Aufgebot an Gewalt durchzuhalten ist, öffentlich entgegenzutreten. Es lässt sich nicht behandeln als eine Frage der Kapazität der BRD, es ist eine Frage der Bewohnbarkeit der Erde. Es geht nicht darum, wie wenig wir abgeben müssen, damit wir einigermaßen in Ruhe gelassen werden. Es geht darum, Strukturen zu entwickeln, die das Leben aller sichern.

Es ist wahr, dass sich die Welt einen Lebensstandard auf deutschem oder amerikanischem Niveau schon aus energiepolitischen Gründen nicht leisten kann. Als Privileg ist der Besitzstand nur noch eine Weile mit Gewalt zu wahren. Wirtschaftskriege sind vorausgesagt. Dennoch ist Verzicht nicht die einzige Perspektive. Der Verlust an Komfort könnte aufgewogen werden durch einen Gewinn ans Lebenssinn, an dem jeder einzelne und jede Gesellschaft, die nur das eigene Leben im Sinn hat, krankt. Es könnte Sinn machen, nicht länger den Götzen des nationalen Wirtschaftswachstums oder des persönlichen Sich-zu-

Markte-tragens aufzusitzen, sondern dem Aufbau eines weltweiten Lebensfeldes zu dienen. Für eine solche ökumenische Umorientierung des Bewusstseins kann Diakonie nur werben, wenn sie selbst sie vollzieht. Die wirtschaftlichen, politischen und individuellen Umstellungen, die damit verbunden wären, kann ich hier nicht ausdenken. Ich lenke lieber zurück zu dem theologischen Gehalt dieser Vision. Gottes Geist wohnt der Welt nicht diffus inne, sondern wandert in sie ein in bestimmter Spur, im Weg des Menschensohns, der zu den Menschen geht und in ihre Hände fällt. Dass er aus ihren Händen aufersteht, beendet noch nicht die Machtprobe des Lebens gegen den Tod. Es gibt ihr einen neuen Ausgangspunkt und eine weltweite Dimension. Der Geist Christi drängt nun in einer Welt, die vom Töten gezeichnet ist, darauf, dass das Leben zur Herrschaft gelange. Auch der Geist hat noch etwas vor. Sein Wirken reicht von der Miniatur des Senfkorns bis zum ökumenischen Weltenbaum, unter dem die Völker wohnen. Ihm ist in uns die zähe Arbeit geblieben, Lebewesen, die sich gerade in ihrem Willen zu leben entzweien und ums Leben zu bringen, für ein gemeinsames Leben zu gewinnen; die Exklusivität des Lebenswillens, auch Sünde genannt, aufzulösen, den Ausschließungsmechanismus, der der Selbstbehauptung des einzelnen wie den menschlichen Zusammenschlüssen anhaftet; gegen den gewalttätigen Fehlgriff, sich durch Bestreitung des anderen Lebens Geltung für das eigene verschaffen zu wollen, die Liebe zum Leben zu wecken, zum eigenen wie zum anderen. Neu gefragt sind durchaus alte Einstellungen der Diakonie; so der in der frühen Kirche noch einhellig vertretene Grundsatz, dass die Erde allen Menschen zu gemeinsamem Besitz gegeben sei; immerhin in der katholischen Soziallehre bis heute im Prinzip gewahrt in der Überordnung der gemeinsamen Nutznießung über das Privateigentum. Oder die Fremdenfreundlichkeit, die den heidnischen Kaiser Julian einst zur Nachahmung animierte; der Sinn dafür, im Fremden den Reiz der Anziehung und nicht der Abstoßung zu empfinden. Ökumenische Diakonie wäre so etwas wie eine weltweite Lebensbewegung gegen den Tod. So etwas kristallisiert sich in der Weltversammlung für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung in Seoul (März 1990) mit den Bundesschlüssen für eine gerechte Wirtschaftsordnung, für wirkliche Sicherheit aller Völker und eine Kultur aktiver und lebensfreundlicher Gewaltlosigkeit, für die Erhaltung der Erdatmosphäre und für die Abschaffung von Rassismus und Diskriminierung. Noch scheinen mir diese Ansätze einer globalen Diakonie wenig rückgekoppelt mit der lokalen Diakonie. Diakonische Theologie, die über der Dringlichkeit des Anstehenden nicht die Weitsicht der Zusammenhänge verliert, wird vor Ort nötig sein, um diese Brücke zu schlagen.

Lebensfelder

Ich kehre nun zurück zu einem Bereich zwischen den Miniaturen des Geistes und seiner ökumenischen Weite. Ich nenne ihn "Lebensfelder". Gottes Geist ist nie nur in uns, sondern immer auch um uns und wir in ihm; er selbst ist also so etwas wie ein Lebensfeld. Aber er braucht auch, um Fuß zu fassen und eine Bleibe zu haben auf Erden, eine leibhaftige Gestalt. Die frühe Kirche hat sich als ein solches leibhaftiges Lebensfeld verstanden, als Leib Christi, in dem der Geist belebend pulsiert, mitten in den Todeszonen der Welt. Der Kampf Leben gegen den Tod findet im Kleinen wie im ganz Großen statt, auch in einem mittleren Bereich, und da könnte nicht nur Hoffnung, sondern auch Aussicht sein, dass das Leben Raum gewinnt. Dass unsere organisierten Kirchen aufs Ganze gesehen noch solche Lebensfelder seien, darauf kann sich Diakonie, meine ich, nicht mehr verlassen. Sie muss ihre eigenen Lebensfelder aufbauen. Ich denke dabei an unsere Ausbildungsstätten, an Brüder- und Schwesternschaften, Einrichtungen, Arbeitsfelder. Im Wichernstift Nord des Rauhen Hauses ist im Zusammenleben von Behinderten und Nichtbehinderten in Wohngruppen eine solche "Gemeinde" neuen Typs entstanden. Da darüber Berichte vorliegen,¹¹ benenne ich hier lieber allgemeine Merkmale,

¹¹ U. Uderstadt, M. Tüllmann, Christliche Gemeinde - diakonisch entdeckt, in: Der Bote 1990; s. auch in: U. Kleinert, hg., Mit Passion und Profession.

die ich mit der Qualität von Lebensfeldern verbinde; nicht um Idealwelten zu konstruieren, sondern um unsere Umwelten zu sichten und umzuwandeln. Lebensfelder beruhen auf gegenseitiger Achtung und Beachtung, auf Sein-lassen und Herausforderung, nicht auf Vereinnahmung. Auf dieser Grundlage können Interesse aneinander, Vertrauen und Zuneigung wachsen. Sie sind nach außen geöffnet, lassen ein und nehmen teil. Es sind also menschenfreundliche Lebensbereiche, was sich auch in der Gestaltung der Räume ausdrückt. Die Arbeit miteinander hat als Lebenselixier die Freude aneinander. Die Devise lautet nicht Arbeit statt Leben, sondern lebendige Arbeit, mit Muße in ihr und außer ihr. Leitungsfunktionen strukturieren nicht das Ganze, sondern haben dienenden Charakter gegenüber dem Leben der Basis, geben ihm gezielten Ausdruck nach außen und sind doch nur ein Teilaspekt, auch im Leben derer, die sie einnehmen. Religion dient hier nicht der Reglementierung und Bevormundung, sie entwickelt dialogische Strukturen, hält wach und schärft die Sinne jedes einzelnen nach innen und nach außen. Es herrscht nicht die Ordnung, sondern ein guter Geist, ein Geist der Gotteskindschaft, der keine Knechte kennt und keine Herren.

Etwas von einem solchen Lebensfeld, höre ich oft von unseren DiakonInnen, sei die Ausbildung für sie gewesen. Vergleichbares aber vermissen sie noch nach Jahren im Beruf. Die Einöden der Arbeitsstrukturen, nicht zuletzt der kirchlichen, sind weithin von Isolation und Missachtung gezeichnet sind, von vorenthaltener Anerkennung und dem permanenten Kampf darum; oft fehlt das Einfache, das die Mühsal verwandelt: die Freude aneinander. Wenn es nicht mit Beharrlichkeit und Phantasie gelingt, sie zu beleben, werden viele ihr Bestes privatisieren, auslagern aus dem Bereich, wo sie einen Großteil ihres Lebens verbringen. Diakonie wird nur dann nicht im Kleinen versanden und sich am Großen verheben, wenn es ihr gelingt, Lebensfelder aufzubauen, Räume, in denen Menschen, auch DiakonInnen, gerne miteinander leben und arbeiten.

Zum Schluss will ich noch kurz etwas zum

Ansehen der Diakonie

sagen, obwohl oder weil ich von ihren berufsständischen Prestigekämpfen nicht viel halte. Diakonische Theologie ist nicht dazu da, Diakonie wichtig zu machen, sondern sie wach zu machen. Sie verweist sie aber auch auf ihre Würde. Ansehen und Einstufung von DiakonInnen und SozialarbeiterInnen haben, auch in der Kirche, gewiss etwas zu tun mit Ansehen und Einstufung ihrer "Klientel". Sich durch geschwellte Professionalität möglichst weit von ihr abzusetzen, und sei es mittels mehr Theologie, entfernt sie von dem, worin theologisch gesehen ihre Würde liegt. Vormalig gefielen sich Sozialarbeiter darin, daraufhin zu arbeiten, dass sie überflüssig würden, so als sei ihr Beruf das Übel, das es zu beseitigen gelte. Heute hört man eher, ihr Beruf sei einer wie jeder andere auch, Helfer-Pathos und politischen Anspruch habe man sich abzuschminken, so als gäbe es in ihrem Beruf außer den Gegebenheiten gar keine Sache, die ihre eigenen Ansprüche stellt. Darum möchte ich noch einmal sagen: es ist eine gute Sache, nämlich Gottes und Christi Sache, dass die Armen zu ihrem Recht und Leben kommen. Es ist eine schöne Sache, nämlich Teilhabe am Werk des heiligen Geistes, Leben zu schaffen in einer Todeswelt. Statt um mehr kirchliches Ansehen zu feilschen, sollten DiakonInnen mehr Selbstbewusstsein schöpfen aus der Sache, die sie vertreten, für die sie, weil sie missachtet ist, Zeugen sind. Ihr Beruf mit seiner ungewöhnlichen Spannweite zwischen menschlichem Elend und Gottes Geist ist eine gründliche Ausbildung wert, sogar eine eigene diakonische Theologie und so etwas wie Stolz.

"Incipit vita nova" - ich wünsche ihnen für das neue Leben Ihrer Fachhochschule einen guten Geist.